

150 Jahre Rosa Luxemburg

Eine Publikation der
Rosa-Luxemburg-Stiftung
mit Illustrationen
von Kate Evans





Luxemburg entstammte einem Bildungsbürgertum, das zwar nicht wohlhabend war, aber stets Bildung und Kultur pflegte und auch lebte. Geboren im Südosten des heutigen Polen zog die Familie schon zwei Jahre später nach Warschau. Sowohl von der Familie als auch von den zaristischen Behörden erhielt die von einem Studium Träumende 1888 die Genehmigung zur Ausreise in die Schweiz. Im provinziellen Zürich entstand im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch die Zuwanderung osteuropäischer Studentinnen und Studenten eine antikapitalistische Parallelgesellschaft. Luxemburg begann mit dem Studium der Zoologie, wechselte nach drei Jahren aber nicht nur zu den Staatswissenschaften, sondern verfiel erst einem Mann, dann der Politik. Zusammen mit ihrem Geliebten Leo Jogiches und zwei weiteren Freunden, Julian Marchlewski und Adolf Warski, begründete sie 1893 die polnische Sozialdemokratie.

Liebe Leserinnen und Leser,

Rosa Luxemburg ist und bleibt für die Rosa-Luxemburg-Stiftung Ansporn: für Wissenschaftlichkeit, Streitbarkeit, politische Leidenschaft und menschliche Integrität. Unser zweitägiges Festival anlässlich ihres 150. Geburtstages steht unter dem Titel „Rosa150: Eine Ermutigung in Zeiten der Pandemie und anderer Katastrophen“. Den Umständen entsprechend feiern wir digital mit Live-Talks, Lesungen, neu entdeckten Briefen, Reportagen und künstlerischen Beiträgen. Im Rahmen einer internationalen englischsprachigen Online-Konferenz geht es um die Rezeption Luxemburgs im Globalen Süden, ihre Biografie und Darstellungen in der Literatur und darüber hinaus. Das komplette Programm mit den beiden Livestream-Links und viele interessante Informationen über Rosa Luxemburg finden Sie hier in dieser Beilage.

Haben wir Sie neugierig gemacht? Dann schauen Sie rein. Feiern Sie mit uns. Erinnern wir uns gemeinsam an eine großartige und mutige Frau und lernen sie noch besser kennen!

*Ihre
Dagmar Enkelmann
Vorstandsvorsitzende der Rosa-Luxemburg-Stiftung*

*Daniela Trochowski
Geschäftsführerin der Rosa-Luxemburg-Stiftung*

Impressum

150 Jahre Rosa Luxemburg wird herausgegeben von der common verlagsgenossenschaft e.G., Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin
kontakt@common.berlin

Redaktion Johanna Bussemer, Dorit Riethmüller, Uwe H. Sattler (V.i.S.d.P.), Anne Schindler, Jörn Schütrumpf, Uwe Sonnenberg

Texte www.rosaluxemburg.org

Layout Michael Pickardt

Illustrationen Kate Evans

Auflage 55.200

Druck BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin

Die Publikation wird gefördert von der Rosa-Luxemburg-Stiftung aus Mitteln des BMI.

Eine Sozialistin wird 150

Kritische, solidarische und emphatische Beiträge zu Rosa Luxemburg.

Von **Dagmar Enkelmann** und **Daniela Trochowski**

Am 5. März 2021 – so nimmt die Forschung an – ist Rosa Luxemburgs 150. Geburtstag. Ein guter Grund, sich einer Frau intensiv zu erinnern, die vieles war und in die noch viel mehr interpretiert und projiziert wurde. 2021 also der Versuch einer nüchternen Annäherung. Dazu kommt die Idee, einer jüngeren Generation das Leben einer Frau und damit einen Abschnitt von Geschichte zu vermitteln, von dem wir denken, dass er heute relevant ist. Relevant in den Kämpfen um lebendige und wahre Demokratie, um eine sozial-ökologische Transformation, um eine gerechte Gesellschaft.

Rosa Luxemburgs Name war, obwohl sich in der DDR im Januar 1988 die Kritiker eines längst gescheiterten Experimentes bei der polnischen Jüdin die Maxime „Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden“ entliehen, nach 1990 schnell in Vergessenheit geraten. Nur am zweiten Januarwochenende versammeln sich jedes Jahr noch immer Tausende auf dem Friedhof der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde, um ihrer zu gedenken und an ihre Ermordung zu erinnern. Es gibt zahlreiche Schriften, Themen und Aspekte von Rosa Luxemburg, die bis dato nicht oder wenig bekannt sind. Zum Beispiel Rosa Luxemburgs lange weitgehend ignorierte Kolonial-, Imperialismus- und Kriegstheorie – oder wissenschaftlich formuliert: ihre Akkumulationstheorie – eröffnet nicht zuletzt Zugänge, die gestatten, die Zerstörung von Gesellschaft und Umwelt durch die kapitalistische Produktionsweise zu begreifen. Kapitalismus ist fortlaufende Enteignung. Ohne die Zerstörung funktionierender Strukturen kollabiert diese Produktionsweise; Menschenfeindlichkeit steht in ihrem Quellcode.

Seit einigen Jahren ist Rosa Luxemburg nicht mehr die „stumme Ikone“, zu der sie vielfach gemacht wurde, sondern das, was sie zu Lebzeiten am liebsten war: eine Partnerin in ernsthaften Debatten. So zum Beispiel für den Geografen David Harvey, der Anfang der 2000er Jahre zeigte, wie die „Akkumulation durch Enteignung“ nun auf öffentliche Güter übergreift: in Form der Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen, des Gesundheits- und Bildungswesens, des Kulturbetriebs. Rosa Luxemburgs Akkumulationstheorie wird heute auch unter den Gesichtspunkten der „inneren Kolonien“, der „Landnahme“, des Haushalts als kostenloser Produktionsort der Ware Arbeitskraft und der unterbezahlten Care-Arbeit diskutiert.

Auf andere Weise taucht Rosa Luxemburgs Gedanke von den Grenzen der Durchkapitalisierung im ökologischen Diskurs wieder auf. Darauf hat jüngst Isabel Loureiro, seit vielen Jahren Partnerin der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Brasilien, aufmerksam gemacht: „Das aktuelle Modell der ‚Akkumulation durch Expropriation‘ ist neben anderen Problemen mit landwirtschaftlichen Problemen verbunden, die nicht nachhaltig sind: Expansion von Monokulturen, Anwendung von Pestiziden, Bodendegradation, Entwaldung, Zerstörung der Biodiversität, Verschwendung von Wasserressourcen, Verschmutzung der Wasserquellen, Gefahr für die Nahrungssicherheit, Anstieg der Nahrungsmittelpreise.“ Das Kapital, so Loureiro, könne nicht ewig akkumulieren. „Allerdings nicht, weil die gesamte Welt einst durchkapitalisiert sein wird, sodass der Kapitalismus wie bei Luxemburg seine logische und historische Grenze finden würde, sondern wegen der natürlichen Grenzen unseres Planeten.“

Besonders umkämpft ist heute Rosa Luxemburgs Freiheitsverständnis. Verfälschungen sind an der Tagesordnung, beispielsweise, Rosa Luxemburg habe Freiheit nur für ihresgleichen gefordert. Ein Blick in ihre Schriften zeigt, dass das Gegenteil der Fall ist: „Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für

Mitglieder einer Partei – mögen sie noch so zahlreich sein – ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden. Nicht wegen des Fanatismus der ‚Gerechtigkeit‘, sondern weil all das Belebende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und seine Wirkung versagt, wenn die ‚Freiheit‘ zum Privilegium wird.“

Eine Emanzipation mit anti-emanzipatorischen Mitteln und Methoden hielt Rosa Luxemburg für absurd. Freiheit der Andersdenkenden ermöglicht überhaupt erst emanzipatorische Politik, denn Unterdrückung lässt sich nicht durch Unterdrückung abschaffen: „Sozialistische Demokratie beginnt ... nicht erst im gelobten Lande, wenn der Unterbau der sozialistischen Wirtschaft geschaffen ist, als fertiges Weihnachtsgeschenk für das brave Volk, das inzwischen treu die Handvoll sozialistischer Diktatoren unterstützt hat. Sozialistische Demokratie beginnt zugleich mit dem Abbau der Klassenherrschaft und dem Aufbau des Sozialismus. Sie beginnt mit dem Moment der Machteroberung durch die sozialistische Partei. Sie ist nichts anderes als die Diktatur des Proletariats.“

Sozialismus war für Rosa Luxemburg nichts anderes als die Ergänzung der politischen Freiheiten um die Freiheit von Ausbeutung und allen Formen der Abhängigkeit. Dieser Sozialismus ließe sich nur verwirklichen, wenn er von einer Mehrheit der Benachteiligten – und nicht nur von einer Partei(führung) – gewollt und erkämpft würde. Nur durch das Austragen der Gegensätze kann die Klassenspaltung der Gesellschaft unumkehrbar überwunden werden. Durch die richtige Taktik zur Mehrheit, meinte Rosa Luxemburg, und nicht durch die Mehrheit zur richtigen Taktik. Dafür bedürfe es der Freiheit aller Seiten.

Rosa Luxemburg war tief davon überzeugt, dass alles Künstliche, dass alle „von oben“ geschaffenen Verhältnisse in die Diktatur einer Minderheit und damit in eine Terrorherrschaft münden. Verhältnisse, die auf diese Art und Weise geschaffen werden, würden über kurz oder lang wieder von der historischen Bühne verschwinden. Die Geschichte des Sozialismus im 20. Jahrhundert hat das bitter bestätigt.

Bis 1989 waren Rosa Luxemburgs „Konterbande“ nur teilweise freigelegt worden. Danach passierte – abgesehen von der Herausgabe eines letzten Briefbandes – kaum etwas, die Frau und ihre Schriften schienen ein Fall für die Ablage. Seit gut 20 Jahren bemühen sich Historikerinnen und Historiker aus aller Welt wieder verstärkt – nicht selten in Verbindung mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung – um eine neue Rezeption ihres Werkes und vor allem um die Erfassung unentdeckter Quellen in den unterschiedlichsten Ländern. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung sammelt und übersetzt Dokumente weltweit. Anlässlich des 150. Geburtstages werden zahlreiche Ergebnisse dieses Bemühens präsentiert.

Die Gesammelten Schriften Rosa Luxemburgs werden bald auch digital zur Verfügung stehen – alles in allem sieben Bände in neun Büchern. In Großbritannien und in den USA wird seit 2011 eine 17-bändige Rosa-Luxemburg-Ausgabe verlegt; in Brasilien erschien eine dreibändige Textauswahl mittlerweile in dritter Auflage; in China wird eine Gesamtausgabe vorbereitet. Eine neue Generation der Rosa-Luxemburg-Forschung ist herangewachsen: Von den 20 jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich im März 2020 in Berlin zur Rosa-Luxemburg-Konferenz trafen, kam die Mehrheit aus Argentinien, Brasilien, Chile, Indien, den USA und Vietnam. Einführend in das Leben und Werk Rosa Luxemburgs hat die Stiftung in diesem Jahr eine neue mehrsprachige Webseite erstellt.

„Aufklärung durch Taten!“

Lehren und Lernen bei Rosa Luxemburg. Von **Miriam Pieschke** und **Lutz Brangsch**

Im Jahr 1899, kurz nachdem sie nach Deutschland übersiedelt und sofort in die Parteipolitik der SPD eingestiegen war, schrieb Rosa Luxemburg: „Grundsätze der Sozialdemokratie lassen sich ebenso wenig aus Broschüren und Vorträgen allein erfassen, wie sich das Schwimmen im Studierzimmer erlernen läßt. Nur auf hoher See des politischen Lebens, nur im breiten Kampfe mit dem Gegenwartsstaate, in der Anpassung an die ganze Mannigfaltigkeit der lebendigen Wirklichkeit kann das Proletariat in sozialdemokratischer Richtung geschult werden.“ Sie sieht das Lernen also nicht als totes Studieren, sondern als praktische Angelegenheit. Dabei blieb sie. Im Dezember 1918, schon in der absteigenden Linie der Novemberrevolution, sagte sie auf der Verbandsgeneralversammlung der USPD von Groß-Berlin: „Jetzt in der Revolution können keine Reden, keine Broschüren die notwendige Aufklärungsarbeit leisten. Jetzt kommt es auf eine Aufklärung durch Taten an.“

Praxislernen und Wissensproduktion „von unten“

Zwei Dinge machen Luxemburgs Auffassung so bemerkenswert. Erstens versteht sie das Lernen in einer revolutionären Partei nicht einfach als Befüllung der proletarisch-sozialdemokratischen Köpfe mit Weisheiten. Das Lernen in der Praxis durch die Proletarier*innen selbst ist eine mindestens gleichwertige Form. Damit ist der zweite, viel wichtigere Punkt verbunden. Die Mitglieder von Parteien und Gewerkschaften sind für Luxemburg nicht einfach Empfänger*innen von Bildung, sondern auch Produzent*innen von Wissen. Das Erfahrungswissen der Bewegung ist für sie nicht weniger wichtig als das von Intellektuellen und Funktionär*innen vermittelte. Damit aber nicht genug. Nicht nur, dass sie die SPD-Führung immer wieder hart kritisierte; sie forderte vom Parteivorstand zudem, dass er von den Massen lernen sollte. Mit ihrer Vorstellung vom beständigen Lernen der Arbeiter*innen bleibt sie den Wurzeln der kommunistisch-sozialdemokratischen Bewegung treu. Schließlich erwuchs diese aus zwei eng verbundenen Quellen: dem Aufbegehren gegen Ungerechtigkeit und dem gemeinsamen Lernen. Organisatorisch bildet sich die spätere SPD aus Arbeiterbildungsvereinen und aus deren Emanzipation vom ursprünglich liberal-bürgerlichen Bildungskanon. Luxemburg war selbst Dozentin an der SPD-Parteischule und sah ihre Arbeit dort nicht als akademische Veranstaltung, sondern als eng verbunden mit ihrer propagandistischen und publizistischen Tätigkeit. Ihre Idealvorstellung war: ein halbes Jahr Parteischularbeit, ein halbes Jahr Propaganda oder auch ein halbes Jahr Lernen von den Schü-

ler*innen der Parteischule, ein halbes Jahr Lernen in Diskussionen mit den sozialdemokratischen Massen.

Revolution als Lernprozess

Diese Auffassung von Lernen und Lehren hat weitreichende Konsequenzen für die Rolle der Partei in politischen Auseinandersetzungen. Reformen müssen als Lernprozesse gestaltet werden, um eine Revolution, die Überwindung der kapitalistisch-bürgerlichen Ordnung, möglich zu machen. Revolutionen lassen sich nicht „schulmeistern“. Die in Revolutionen nötige Fähigkeit, Kräftekonstellationen und Handlungsmöglichkeiten schnell zu bewerten und Chancen zu nutzen, setzt selbstständiges Denken voraus. Das muss vorher gelernt werden, wie auch die Fähigkeit, der Initiative der Massen zu vertrauen. Luxemburgs Verständnis vom Lernen stützte sich so auf zwei organisationspolitische Voraussetzungen. Auf der einen Seite auf die Bindung der Abgeordneten und Funktionäre an die Massen. Und auf der anderen Seite auf weitestmögliche partizipative Formen.

Lernen bedeutete, da zu sein, wo die Massen sind. Das hieß aber auch, aus ihren Niederlagen zu lernen, die Möglichkeit oder Notwendigkeit des Rückzugs zu kalkulieren. Im Unterschied zu vielen anderen ihrer Mitstreiter*innen verstand sie im Dezember 1918, dass die Massen nicht bereit waren, den Weg zu einer sozialistischen Räterepublik zu gehen. Auf der Generalversammlung der Berliner USPD am 15. Dezember 1918 erlitt sie mit ihrer Forderung nach Rätepolitik statt bürgerlichem Parlamentarismus eine deutliche Niederlage. Sie zog die Konsequenz und forderte auf dem Gründungsparteitag der KPD zum Jahreswechsel 1918/1919 die Beteiligung an den Wahlen zur Nationalversammlung. Auch hier blieb sie in der Minderheit. Die Illusion ihrer Mitstreiter*innen, die Massen mit einem Gewaltstreich kraft des Glaubens an die Revolution zu ihrem Glück zwingen zu können, war stärker. Diese Illusion, gemeinsames Lernen von Masse und Führung durch Führung ersetzen zu können, sollte Ende der 1980er Jahre in den Zusammenbruch der von Luxemburg mitgegründeten Richtung der Arbeiter*innenbewegung führen. Jeder neue Versuch der grundlegenden Veränderung von Gesellschaft muss als inklusiver, solidarischer Lernprozess auf Augenhöhe organisiert werden. Andernfalls wird er misslingen.

Miriam Pieschke ist Fellow am Institut für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung. **Dr. Lutz Brangsch** ist dort wissenschaftlicher Referent.

Reformen müssen als Lernprozesse gestaltet werden, um eine Revolution, die Überwindung der kapitalistisch-bürgerlichen Ordnung, möglich zu machen.

Eng mit Luxemburgs Auffassung vom Lernen verknüpft ist ihre Auseinandersetzung mit Demokratie und politischer Organisation. Mehr dazu bei Brangsch, Lutz/Pieschke, Miriam (Hrsg.): **Sich nicht regieren lassen. Rosa Luxemburg zu Demokratie und Organisation. Ein Lesebuch.** Dietz Berlin.

ANZEIGE

Rosa 1871-2021 Luxemburg

Der Stadtführer zeichnet den Lebensweg von Rosa Luxemburg in Berlin nach: Vom ersten Quartier unweit des Tiergartens bis zum Mahnmahl am Landwehrkanal führt er zu den Orten, an denen Rosa Luxemburg in Berlin wirkte und wo an sie erinnert wird.

Biografie und Stadtführer in einem! Mit Übersichtskarte, Audioguide und mehr als 120 Abbildungen!

Claudia von Gélieu
Rosa Luxemburg in Berlin
Ein biografischer Stadtführer
Dietz Berlin

Sich nicht regieren lassen
Lutz Brangsch / Miriam Pieschke (Hrsg.)
Rosa Luxemburg zu Demokratie und linker Organisation
Ein Lesebuch
Dietz Berlin

Rosa Luxemburgs Eintreten für größtmögliche Demokratie in linken Organisationen und einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft ist ein kraftvolles Plädoyer für die Selbst-Emanzipation der Menschen. Das Buch führt anhand von Originaltexten in ihr Denken ein. Kommentare erklären die Hintergründe der Texte.

Mit Schaubildern und Poster.

Lutz Brangsch/Miriam Pieschke (Hrsg.)
Sich nicht regieren lassen
Rosa Luxemburg zu Demokratie und linker Organisation.
Ein Lesebuch
206 Seiten, 18,00 €
ISBN 978-3-320-02379-9

Dietz Berlin | dietzberlin.de



Nach der Verteidigung ihrer Dissertation zog Luxemburg 1898 nach Berlin und stellte sich dort der SPD für die Agitation in den preußisch besetzten Gebieten Polens zur Verfügung. So wollte sie auch erfolgreicher auf die Entwicklung im russisch besetzten Teil Polens einwirken. Doch ebenso ungeplant wie unerwartet katapultierte es sie binnen weniger Monate auf die Bühne der deutschen und der europäischen Sozialdemokratie: Luxemburg hatte sich in ihrer Schrift „Sozialreform oder Revolution?“ (1899) öffentlich gegen den Versuch einer Revision der marxischen Auffassungen durch Eduard Bernstein, Nachlassverwalter von Marx und Engels, gestellt. Mit 28 Jahren war aus einer jungen Jüdin in einer Züricher Studentenbude eine bekannte europäische Persönlichkeit geworden. Wobei Luxemburg stets mehr Feinde als Freunde hatte. Ihre Überzeugungen zog sie der Treue gegenüber Gruppen vor.

Die Angst der Kommunisten vor einer Leiche

Vom Nutzen des „Luxemburgismus“. Von **Jörn Schütrumpf**

Der spätere Vorsitzende der Kommunistischen Internationale Grigori Sinowjew (1883–1936), bis zu Lenins Tod 1924 dessen rechte Hand, berichtete am 18. Januar 1919 auf der Trauerveranstaltung für Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in Petrograd: „Ich erinnere mich der Gespräche mit Rosa Luxemburg 1906 im Dorf Kuokkala in der kleinen Wohnung des Genossen Lenin [...] Der erste, der theoretisch die Bilanz dieser unterdrückten Revolution zu ziehen begann, der erste Theoretiker des Marxismus, der erfasste, was unsere Räte bereits 1905 waren, obgleich sie erst kaum aufkeimten, der erste europäische Marxist, der sich deutlich jene Rolle vorstellte, die den revolutionären Massenausständen im Einklang mit bewaffnetem Aufstand bevorsteht – war Rosa Luxemburg.“

Von alledem war wenige Jahre später keine Rede mehr. 1925 erklärte der gleiche Grigori Sinowjew: „Ohne eine Überwindung der irrtümlichen Seiten des Luxemburgianertums ist eine wirkliche Bolschewisierung unmöglich. Allein der Leninismus vermag zum Leitstern kommunistischer Parteien der ganzen Welt zu werden. Alles, was vom Leninismus abweicht, stellt auch eine Abweichung vom Marxismus dar.“ Rosa Luxemburgs nur schwer abweisbare Kritik an der Politik der Bolschewiki – an der Jahreswende 1921/22 unter dem Titel „Die russische Revolution“ von Paul Levi (1883–1930), dem ersten KPD-Vorsitzenden, veröffentlicht – hatte Grigori Sinowjew in Not gebracht und ein „Luxemburgianertum“ erfinden lassen, das mit Rosa Luxemburg wenig gemein hatte. Unter Sinowjews späterem Mörder Stalin (1878–1953) wurde dieses „Luxemburgianertum“ zum „Luxem-

burgismus“, wie er bis heute – weniger von, aber – in kommunistischen Parteien noch gern verbreitet wird.

Dabei wird nie vergessen zu betonen, dass Lenin Rosa Luxemburg einen „Adler“ genannt habe – aber vermieden, in Lenins Text zu schauen. Denn Lenin hatte unmissverständlich deutlich gemacht, gemessen an wem für ihn Rosa Luxemburg ein „Adler“ sei: an „Hühner[n] vom Schlage Paul Levis, Scheidemanns, Kautskys und dieser ganzen Sippschaft“, auf „dem Hinterhof der Arbeiterbewegung [...], zwischen den Misthaufen“. Vor diesen Misthaufen spielte nur ein Trupp: Lenin und seine Gefolgsleute. Dort war Rosa Luxemburg kein „Adler“, da hatte sie – bis auf ihren Satz „Die deutsche Sozialdemokratie ist nach dem 4. August 1914 ein stinkender Leichnam“ – gar nichts richtig gemacht, dort galt für sie ausschließlich ein fünfmaliges „Sie irrte ...“.

Die Führerin der KPD Ruth Fischer (1895–1961) hatte schon 1924, unter dem Gejohle ihrer Anhänger, nicht nur symbolträchtig auf Rosa Luxemburgs Grab uriniert, sondern im Berliner „Funken“ – gerichtet gegen ihren, einer Intrige zum Opfer gefallenen Vorgänger Heinrich Brandler – verkündet: „Wer den Brandlerschen ‚Zentralismus‘ mit der Berufung auf Rosa Luxemburg heilen will, der will einen Tripperkranken durch Einflößung von Syphilisbazillen gesund machen.“

Damit war der Tiefpunkt der politischen Kultur in der KPD allerdings noch keineswegs erreicht. Ernst Thälmann hatte elf Monate vor der Übergabe der Macht durch die deutschen „Eliten“ an die Nazis nichts anderes zu tun, als ein Plenum des Zentralkomitees seiner Partei abzuhalten, auf dem jeglicher Bezug auf Rosa

Die Charakterisierung Rosa Luxemburgs als „halb-menschewistisch“ rückte sie in die Nähe dem Tode geweihter sozialistischer Gegner der Bolschewiki und sollte verhindern, dass sich im Einflussbereich Stalins je wieder jemand ungefährdet auf Rosa Luxemburgs Demokratie- und Freiheitsforderungen berief.

Luxemburg und ihren demokratischen Ansatz endgültig aus der Partei ausgemerzt werden sollte: „Heute, wo die Komintern besteht, wo in der Sowjetunion unter der proletarischen Diktatur der Sozialismus verwirklicht wird, würde jeder Versuch zur Erneuerung des Luxemburgismus und jeder Überrest des Luxemburgismus niemals eine Brücke zum Marxismus-Leninismus bilden können, sondern stets einen Übergang zum Sozialfaschismus ...“

Thälmann folgte damit – wie stets – lediglich seinem Herrn. Stalin hatte im Jahr zuvor geschrieben: „Parvus und Rosa Luxemburg [...] ersannen ein utopisches und halb-menschewistisches Schema, das der permanenten Revolution (ein Zerrbild des Marx'schen Revolutionsschemas), [...] und stellten es dem bolschewistischen Schema der revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft entgegen.“ Ein weiteres Jahr zuvor, 1930, hatte in Moskau der sogenannte Menschewiki-Prozess mit Todesurteilen geendet. Die Charakterisierung Rosa Luxemburgs als „halb-menschewistisch“ rückte sie in die Nähe dem Tode geweihter sozialistischer Gegner der Bolschewiki und sollte verhindern, dass sich im Einflussbereich Stalins je wieder jemand ungefährdet auf Rosa Luxemburgs Demokratie- und Freiheitsforderungen berief.

Zwei Methoden wurden bei der Verfertigung des „Luxemburgismus“ angewendet. Zum einen durchforsteten Stalins Ideologiewächter die Schriften Lenins und Rosa Luxemburgs nach Aussagen zu den verschiedensten Themen, filterten die Differenzen heraus und erklärten – Lenins Auffassungen kanonisierend – alle „abweichenden“ Meinungen Rosa Luxemburgs zu „Fehlern“. Zum anderen wurden „Theorien“ Rosa Luxemburgs erfunden, vornehmlich eine „Spontaneitätstheorie“. Mit dieser sollte vergessen gemacht werden, dass Rosa Luxemburg – anders als der „schöpferische“ Lenin – den Marx'schen Ansatz in aller Konsequenz weiterverfolgt hatte: „Die Befreiung der Arbeiterklasse muss das Werk der Arbeiterklasse selbst sein. Wir können also nicht zusammengehen mit Leuten, die es offen aussprechen, dass die Arbeiter zu ungebildet sind, sich selbst zu befreien, und erst von oben herab befreit werden müssen ...“ (Marx und Engels, 1879)

Genau dieser Sicht auf die Arbeiterschaft entsprang aber Lenins Konzept von einer „Partei neuen Typus“, das in einer Revolution – allerdings nur in einem analphabetischen und auf Hö-

rigkeit abgerichteten Bauernland – zeitweilig sogar Erfolg hatte, eines jedoch nicht zu bewirken vermochte: eine Befreiung der Arbeiterklasse. Denn eine Partei kann – als Stellvertreter für eine Klasse – zwar die Macht erobern; aber die Befreiung einer Klasse ist mit einer Stellvertreter-Politik nicht zu erreichen. Diese Befreiung müssen die Klassenangehörigen schon selbst wollen – und vollziehen. Als in Lenins Russland Kronstädter Arbeiter – bis dahin für die Bolschewiki der „Ruhm und [...] Stolz der Revolution“ (Leo Trotzki, 1879–1940) – im Februar/März 1921 genau diesen Anspruch anmeldeten, wurden sie von den Kanonen ebendieses Leo Trotzki niederkartätscht. Der wurde so – wenn auch wider Willen – zu Stalins „Sprachlehrer“ (Paul Levi).

Selbstverständlich mussten diese Zusammenhänge „übermalt“ werden; sie wurden hinter Rosa Luxemburgs angeblicher „Spontaneitätstheorie“ versteckt. So viel Mühe gaben sich Stalins Marxisten-Leninisten ansonsten nur noch mit Trotzki, dem Gegenspieler Stalins, natürlich erst nach Trotzki's Entmachtung 1925. Auch ihm wurde ein eigener „Ismus“ zuerkannt: der Trotzkiismus – den Trotzki's wirkliche und, mehr noch, vermeintliche Anhänger später allerdings „positiv“ wendeten und zu ihrem Banner erklärten.

Eine letzte Renaissance erfuhr der „Luxemburgismus“ ab 1948 bei der Umwandlung der SED in eine „Partei neuen Typus“ und bei der „Reinigung“ der Partei von demokratisch agierenden Mitgliedern. Fred Oelßner, der SED-Ideologiechef, ein Satrap von Gnaden der Bolschewiki, produzierte die Begleitmusik: „Rosa Luxemburg. Eine kritische biographische Skizze“ (1951, Auflage bis 1956: 110.000 Exemplare).

Nach seinem eigenen Sturz 1958 glaubte Oelßner, mit diesem Buch sein Comeback organisieren zu können. Dafür strich er in seinem Arbeitsexemplar alle Stalin-Passagen, blitzte jedoch ab. Oelßner, dieses willige Werkzeug der russischen Marxisten-Leninisten, hatte schlichtweg seinen eigenen Erfolg nicht verstanden: Nicht zuletzt dank seines Agierens war in der SED nur noch Gefolgschaft übrig geblieben, und die war längst bereit für die nächsten Lektionen im Fach Wirklichkeitsverwirrung ...

Jörn Schütrumpf ist Leiter der Fokusstelle Rosa Luxemburg der Rosa-Luxemburg-Stiftung.



Ferdinand Lassalle hatte erklärt, es sei die revolutionärste Tat, „immer laut zu sagen, was ist“. Das hat Luxemburg seit Eintritt in die Politik stets getan. Ob als Journalistin, als Rednerin oder wenn sie sich vor Gericht zu verantworten hatte. Insgesamt saß Rosa Luxemburg vier ihrer knapp 48 Lebensjahre in Gefängnissen.

Die im Januar 1905 in St. Petersburg ausgebrochene Russische Revolution breitete sich schnell im Reich aus, auch in den industrialisierten Teilen des russisch besetzten Polen. In fast täglich veröffentlichten Berichten versuchte die in Berlin arbeitende Luxemburg als Chefredakteurin des SPD-Zentralorgans „Vorwärts“ der deutschen Sozialdemokratie die Bedeutung dieser Revolution zu vermitteln – mit wenig bis keinem Erfolg. Ende Dezember 1905 hatte sie genug, sie tauschte die ebenso gut bezahlte wie ungefährliche Tätigkeit gegen die Illegalität in Warschau. Am 4. März 1906, einen Tag vor ihrem 35. Geburtstag, wurde Rosa Luxemburg zusammen mit ihrem Partner Leo Jogiches verhaftet. Bis Mitte Juli war sie in Haft, unter anderem im berühmten „X. Pavillon“ in der Warschauer Zitadelle, in dem die „Politischen“ in Gewahrsam saßen.

Der Seitenwechsel

Rosa Luxemburgs Weg aus dem Bürgertum zur Arbeiterbewegung. Von **Holger Politt**

Einen autobiografischen Text Rosa Luxemburgs, der verriet, ob sie im Rahmen der gegebenen Entwicklung zu sich gekommen sei oder sich verfehlt habe, gibt es nicht. So bleibt vieles im Dunkeln, auch wenn Rosa Luxemburg mittlerweile zu den am besten untersuchten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte zählt. Schwierigkeiten bereitet insbesondere jene Lebensphase, aus der kaum schriftliche Dokumente von ihr überkommen sind, also die Jahre bis zum Beginn ihres schriftstellerischen Werks. Dieses begann – abgesehen von den wenigen vorausgegangenen Einzeltexten – im Sommer 1893, als sie in Zürich maßgeblich in die Redaktionsarbeit für „Sprawa Robotnicza“ (Arbeitersache) einbezogen wurde. Die sozialdemokratisch ausgerichtete Zeitung, von der bis Sommer 1896 insgesamt 25 Ausgaben erscheinen sollten, war für die Arbeiter in den rasch wachsenden polnischen Industriezentren im Zarenreich bestimmt.

Als heranwachsendes Mädchen und junge Frau hatte Rosa Luxemburg, bevor sie im Februar 1889 nach Zürich kam, in Warschau und anderswo in dem zum Zarenreich gehörenden Teil Polens die stürmische industrielle Entwicklung erlebt – auf der bürgerlichen, der im Grunde behüteten Seite. Allerdings konnte der Vater bei seinen kümmerlichen Geschäften nicht mithalten mit dem Sturmschritt der Zeit, zu früh musste er die bitteren Seiten des wirtschaftlichen Scheiterns auskosten, ganz im Unterschied zu den erfolgreichen Brüdern. Überhaupt gab es im weiteren Kreis der jüdischen Familie wiederum alles, was in den Pionierzeiten herrlich sprießen konnte: Fabrikanten, Bergwerksbesitzer, überhaupt Unternehmer, Kaufleute, Börsianer und Bankiers. Rosa Luxemburgs breiter gesehene Familie, so lässt sich mit Fug und Recht sagen, gehörte im damaligen Polen – lässt man die verwickelten politischen Verhältnisse einmal beiseite – zur glänzenden Seite der Gesellschaft. Und von den engeren Kontakten untereinander zeugen spätere Briefe, die erhalten geblieben sind.

Auch wenn dabei für Rosa Luxemburg in materieller Hinsicht nichts zu beerben ausstand, so zog sie damals in Warschau Nutzen durch die abgesicherte Bildung, durch ein Auskommen, das zwar den einen oder anderen Engpass kannte, der aber nie existenzbedrohend war. Als sie Stadt und Land in Richtung Zürich verließ, hatte sie Polnisch als Muttersprache, Deutsch als Zweitsprache, die russische Sprache durch die Schule sowie ein beachtliches Französisch im Gepäck. Außerdem kannte sie das hebräische Alphabet, auch kam sie wohl bereits mit dem Englischen zurecht. Dass ihr später weitere romanische und die ganze Welt slawischer Sprachen offenstanden, versteht sich von selbst. Wenige nur in der europäischen Arbeiterbewegung konnten ihr hierin später das Wasser reichen.

Früher Kontakt zur Arbeiterbewegung

Bevor Rosa Luxemburg Warschau und ihr Elternhaus für lange Zeit verließ, stellte sich im Sommer 1888 – sie war 17 Jahre jung – der festere Kontakt zur Arbeiterbewegung her. Die sich immer spürbarer politisierende Bewegung wurde von den Zarenbehörden mit brutaler Polizeigewalt niedergehalten und unbarmherzig verfolgt, sobald sie sich öffentlich zu zeigen wagte. Was Rosa Luxemburg in den Zirkeln für politische Bildung genauer tat, die in kleineren Gruppen an geheimen Ort regelmäßig zusammentraten, kann nur noch rekonstruiert werden. Auf jeden Fall traf sie bereits mit den kampferfahrenen Marcin Kasprzak und Julian Marchlewski zusammen, die später eine wichtige Rolle in ihrem Wirken spielen sollten. Damals wirbelten im heimischen Polen die verschiedenen Richtungen durcheinan-

der, so ging es auch um die bereits zugespitzte Frage, wer denn die Fabrikarbeiter im politischen Sinne repräsentieren und führen könne. Und Töchter und Söhne aus bourgeoisen Kreisen dürften unter den Warschauer Seminaristen zur Seltenheit gehört haben. Zumeist zeigten diejenigen Interesse, sich mit Industriearbeitern zum Zwecke sozialistischer Bildung illegal zusammenzusetzen, die damals pauschal den sogenannten kleinbürgerlichen Schichten zugezählt wurden. Rosa Luxemburg achtete später immer sorgsam darauf, dass sich in der illegalen Bewegung die spezifischen Interessen einer intellektuellen Führungsschicht nicht verselbstständigten, also nicht über die Köpfe der Industriearbeiterschaft hinweggeredet wurde. „Sprawa Robotnicza“ verstand sich entschieden als Sprachrohr für die Arbeiterinteressen zu Hause in Polen. Geweckt und gestärkt werden sollte der Wille unter den Proletariern, sich selbst mit den eigenen Angelegenheiten tiefgründiger auseinanderzusetzen, sich selbst führen zu lernen.

Der Hauptgrund für die Auswanderung nach Zürich war freilich der Studienwunsch, denn Rosa Luxemburg wollte Naturwissenschaften studieren, was im Zarenreich für Frauen nicht möglich war. Eine auskömmliche finanzielle Unterstützung von zu Hause dürfte – das verraten Indizien in späteren Briefen – vorhanden gewesen sein, auch wenn das Elternhaus kaum in der Lage dazu war. Insofern wusste sie um das Risiko, insgeheim bei politischer Tätigkeit ertappt zu werden. Bereits vor ihrer Abreise nach Zürich musste sie sich für geraume Zeit außerhalb Warschaus versteckt halten, drohte ihr doch schlimmere Verfolgung wegen Arbeiteragitation. Und die Hinweise verdichteten sich, die auf konspirative Tätigkeit in der sich neu formierenden sozialistischen Bewegung Polens auch in den Züricher Jahren vor dem engen politischen Zusammengehen mit Leo Jogiches verweisen, als sie noch entschieden den Kurs auf die Naturwissenschaften hielt.

Entscheidende Begegnung

Jogiches kam im Herbst 1890 nach Zürich, stammte aus einer begüterten Familie in Wilna (Vilnius), jener damals polnisch-jüdischen Stadt im historischen Litauen, die nach 1815, anders als Rosas Heimat, unmittelbar ins Russische Reich eingegliedert wurde. Er war beseelt, mit seinen beachtlichen finanziellen und den intellektuellen Möglichkeiten am Aufbau fester sozialdemokratischer Strukturen im Zarenreich mitzutun. Die Begegnung mit Rosa Luxemburg war eine Weichenstellung für beide: Sein sozialdemokratisches Interesse richtete sich nun fast ganz auf Polen, das ihm vorher – einschließlich der Sprache und Kultur – eher ein unbekanntes Land gewesen war, und ihr weiterer Weg war von nun an vorgezeichnet – der einer Berufsrevolutionärin.

Im August 1893 druckte „Dziennik Poznański“, ein auch in Warschau rezipiertes Blatt im preußischen Posen, einen längeren Bericht aus Zürich vom Internationalen Sozialistenkongress. Darin ist neben all den berühmten Namen zu lesen von einem „Fräulein Luxemburg, einer jungen, hübschen, allerdings hinkenden Dame in einem eleganten, überhaupt nicht sozialistischen Aufzug“ und von der „Sprawa Robotnicza“. Der Rubikon war überschritten – Rosa Luxemburg hatte sich von nun an mit Haut und Haar der Arbeitersache verschrieben, dem steinigen Weg zu politischer Freiheit, der Grundbedingung für den erhofften Ausweg aus den kapitalistischen Verhältnissen. Nie sollte sie diese Wahl bereuen, den Niederlagen zum Trotz.

Holger Politt leitet das Regionalbüro Ostmitteleuropa der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Warschau.

Rosa Luxemburg hatte sich von nun an mit Haut und Haar der Arbeitersache verschrieben. Nie sollte sie diese Wahl bereuen, den Niederlagen zum Trotz.

Die Wahr-Sprecherin

Fünf Thesen zu einem zentralen Aspekt der Lebenshaltung Rosa Luxemburgs.

Von **Michael Brie**

Rosa Luxemburg war weder vor allem Strategie wie Lenin, Organisator wie Trotzki, Theoretiker wie Kautsky, Zweifler wie Bernstein, organischer Intellektueller wie Gramsci, sondern – ganz im alttestamentarischen Sinne und doch sehr modern – eine Prophetin der Selbstbefreiung. Sie rief die untrennbare Einheit von Freiheit und Gleichheit, von Selbstbestimmung und Solidarität, von Mitgefühl und eingreifender Tat an. In ihren Reden und Artikeln wiederholte Luxemburg immer wieder: „Wie Lassalle sagte, ist und bleibt die revolutionärste Tat, immer ‚das laut zu sagen, was ist.‘“ Der Leipziger Philosoph Volker Caysa hat dieses Wahr-Sprechen in das Zentrum der Lebenshaltung von Luxemburg gerückt. Es hatte bei Luxemburg verschiedene Dimensionen.

Für Luxemburg war der Marxismus weder die reine Lehre noch der Orden der Überzeugten, weder formalisierte Ideologie noch bloßes politisches Instrument, sondern Lebenspraxis und einzig mögliche – revolutionäre – Realpolitik.

Erstens ergab sich daraus die Forderung, politische Räume zu schaffen und zu erhalten, in denen die Freiheit des Anders-Denkenden als höchstes Gut geschützt wird. Als Sprechender sollte auch der Feind unangetastet bleiben. Nur in dem Raum des Freisprechens könnten sich, so Luxemburg, Selbstermächtigung und Selbstbestimmung entfalten. Demokratie war für sie deshalb keine Durchgangsstufe, und die Diktatur des Proletariats sollte geprägt sein durch „eine freie, ungehemmte Presse, [...] ungehindertes Vereins- und Versammlungsleben“. Wie sonst, fragte sie, sollte denn „Herrschaft breiter Volksmassen“ möglich sein, wenn diese sich nicht im offenen Streit selbst aufklären könnten?

Zweitens ist Luxemburgs Wahr-Sprechen nicht mit unverbindlichem Gerede zu verwechseln. Es geht um die existenzielle Selbstverpflichtung der Wahr-Sprechenden. Die Wahrheit liegt zunächst einmal in der oder dem Sprechenden selbst. Es sind in erster Linie Selbstaussagen, verbürgt durch das eigene Tun. Luxemburgs Vermächtnis liegt vor allem darin, dass sie sich den Widersprüchen des Lebens als Sozialistin mit äußerster Konsequenz stellte, bis über den Punkt hinaus, wo Konsequenz den Tod bedeuten kann. Als der Staatsanwalt sie 1913 wegen möglicher Fluchtgefahr sofort in Gewahrsam nehmen wollte, rief sie am Ende ihrer Verteidigungsrede im Gerichtssaal aus: „Ein Sozialdemokrat flieht nicht. Er steht zu seinen Taten und lacht Ihrer Strafen. Und nun verurteilen Sie mich!“ Dieses Zu-den-eigenen-Worten-Stehen zeichnete sie aus. Sie war auch in dieser Hinsicht radikal. Und nur dies machte sie zu einer würdigen Wahr-Sprecherin. Die Wahrheit ihres Sprechens lag in der Wahrheit ihres Lebens. Ihr Wahr-Sprechen war vor allem ein Ausdruck der durch ihr eigenes Leben verbürgten Wahrheit.

Drittens nimmt das Wahr-Sprechen den dadurch Angesprochenen in die Pflicht. Auch die anderen sollen in der Wahrheit leben. Dies galt für sie politisch wie menschlich. So schrieb sie an Kostja Zetkin, sich auf ihre „Junius-Broschüre“ vorbereitend: „Heute war ich im Opernhaus im Konzert, Beethovens Klavierkonzert war wunderschön. Während ich die Musik hörte, reifte in mir wieder der kalte Hass gegen das Menschenpack, unter dem ich leben muss. Ich fühle, jetzt muss über das, was vorgeht, ein Buch geschrieben werden, das weder Mann noch Weib gelesen, auch nicht die ältesten Leute, ein Buch, das mit Keulenschlägen auf diese Herde einschlägt.“ Sie wollte durch das Wahr-Sprechen andere zum wahren Leben auffordern, ja, sie dazu zwingen, mit sprachlicher Gewalt. Und dies galt auch in persönlichen Beziehungen. Ihr Anspruch an sich selbst und ihr Anspruch an die „Massen“, sich selbst aus eigener Kraft zu befreien und sich keine neuen Fesseln anlegen zu lassen, waren untrennbar. Eine gesellschaftliche Veränderung, die nicht zugleich lebensbereichernde solidarische Selbstveränderung ist, hat sie strikt abgelehnt.

Dieser Wahrheitsanspruch als Forderung an andere durchdrang auch ihre persönlichen Beziehungen. In einem Brief an Leo Jogiches, ihren langjährigen Lebenspartner, vom 21. März 1895 kann man lesen: „Ach, du Gold! Weißt Du, ich habe sehr grausame Absichten! Wirklich, ich habe mir hier unsere Beziehungen ein wenig durch den Kopf gehen lassen, und wenn ich zurückkehre, so nehme ich Dich so scharf in die Klauen, dass Du quiekst, Du wirst sehen! Ich werde dich völlig terrorisieren. Du musst Dich unterwerfen, musst Dich ergeben und beugen, das ist die Bedingung für unser weiteres Zusammenleben. Ich muss Dich brechen, Deine Hörner abschleifen, sonst halte ich es mit Dir nicht aus.“

Viertens war das Wahr-Sprechen bei Rosa Luxemburg Erzeugung einer wahren Realität – wahrer Beziehungen, wahrer Lebensformen, wahrer Politik, und sei es als Vor-Schein, wie Ernst Bloch es nennt. Ihre Sprachpraxis verstand sich als gelebte Antizipation dessen, was möglich ist, was Wirklichkeit werden könnte, wenn Menschen in der Wahrheit leben. In ihrer Schrift „Zur russischen Revolution“ formulierte sie gegen den entstehenden „Realsozialismus“ bolschewistischer Prägung ihre Vision: „Das sozialistische Gesellschaftssystem soll und kann nur ein geschichtliches Produkt sein, geboren aus der eigenen Schule der Erfahrung, in der Stunde der Erfüllung, aus dem Werden der lebendigen Geschichte, die genau wie die organische Natur, deren Teil sie letzten Endes ist, die schöne Gepflogenheit hat, zusammen mit einem wirklichen gesellschaftlichen Bedürfnis stets auch die Mittel zu seiner Befriedigung, mit der Aufgabe zugleich die Lösung hervorzubringen.“ Dieser Sozialismus wäre eine Gesellschaft lebendigster Vielfalt.

Fünftens erfolgte Luxemburgs Wahr-Sprechen aus dem Marxismus heraus. Luxemburg hat die Widersprüche dieses Marxismus gelebt und setzte sie selbst in Bewegung, um die Selbstermächtigung der arbeitenden Klassen zu befördern. Für sie war er weder die reine Lehre noch der Orden der Überzeugten, weder formalisierte Ideologie noch bloßes politisches Instrument, sondern Lebenspraxis und einzig mögliche – revolutionäre – Realpolitik. Luxemburg sah sich damit konfrontiert, wie sie 1903 schrieb, dass sich „ein gewisser drückender Einfluss Marxens auf die theoretische Bewegungsfreiheit mancher seiner Schüler nicht leugnen“ ließe. Es gäbe eine „peinliche Angst, um beim Denken ja ‚auf dem Boden des Marxismus‘ zu bleiben“. Dies könne in „einzelnen Fällen für die Gedankenarbeit ebenso verhängnisvoll [...] sein wie das andere Extrem – die peinliche Bemühung, gerade durch die vollkommene Abstreifung der Marx'schen Denkweise um jeden Preis die ‚Selbständigkeit des eigenen Denkens‘ zu beweisen“. Das wirft natürlich auch die Frage auf, ob im Rahmen des Marxismus – oder welches Marxismus – die von Luxemburg gelebten Widersprüche produktiv ausgehalten werden können.

Sie selbst hat, im November 1918 aus dem Gefängnis entlassen, die Wahrheit ihres Lebens in die bleibenden Worte gefasst: „Blut ist in den vier Jahren des imperialistischen Völkermordes in Strömen, in Bächen geflossen. Jetzt muss jeder Tropfen des kostbaren Saftes mit Ehrfurcht in kristallinen Schalen gehütet werden. Rücksichtsloseste revolutionäre Tatkraft und weitherzigste Menschlichkeit – dies allein ist der wahre Odem des Sozialismus.“ Es war ihr eigener Lebensatem, von dem sie sprach, und es war ihre Vision von Sozialismus, die sie so umriss. Diesen Sozialismus hat sie gelebt, und seinetwegen wurde sie ermordet.

Prof. Dr. Michael Brie arbeitet unter anderem zur Theorie und Geschichte des demokratischen Sozialismus.



Nach der Entlassung aus dem Warschauer Gefängnis tauchte Luxemburg in Finnland unter. Von hier aus besuchte sie – unerkannt – nicht nur ihre Mitkämpfer im Petersburger Gefängnis; sie diskutierte mit dem ebenfalls nach Finnland geflohenen Lenin und seinem Kreis über die gerade niedergeschlagene Revolution. Danach war klar: In der Frage der Unvermeidbarkeit einer Revolution waren sie sich einig, im „Wie“ – mit oder ohne Terror – würden sie aber nie übereinstimmen. Nach ihrer Rückkehr nach Berlin beendete Luxemburg ihre zur Qual gewordene Liebesbeziehung mit Jogiches. Ihre Arbeit verrichtete Luxemburg weiterhin „wie besessen“. Sie verfasste zahlreiche Artikel für Zeitungen, schrieb Briefe innerhalb eines europäischen Korrespondentennetzes, besuchte Parteitage, Kongresse und nahm Einladungen zu reichsweiten Vortragsreisen an. Politisches Handeln setzte für Luxemburg politische Bildung voraus. Ab 1908 übernahm sie jeweils im Winter einen sechsmonatigen Lehrauftrag für Nationalökonomie an der SPD-Parteischule. Die Arbeit beflügelte sie. Daraus erwuchsen ihre beiden ökonomischen Hauptwerke: „Einführung in die Nationalökonomie“ und „Die Akkumulation des Kapitals“ – noch heute inspirierende Versuche, marx'sches Denken über Marx hinaus anzuwenden.

Rosa – ein Buch zieht um die Welt

Kate Evans im Gespräch zu ihrer Graphic Novel über Rosa Luxemburg

Kate, wir feiern Rosas 150. Geburtstag im März. Und wir feiern auch neun Jahre „Red Rosa“. Der amerikanische Autor Paul Buhle wandte sich 2012 an das Büro der RLS in New York, um nach Unterstützung für seine Leidenschaft, linke Comics zu produzieren, zu fragen. Und er wusste auch schon genau, wem der nächste Comic gewidmet sein sollte. Die Kolleg*innen im Büro waren damals sofort überzeugt von der Idee, das Leben der Rosa Luxemburg als Graphic Novel herauszugeben, und stießen nach einigem Suchen auf dich. Kannst du uns noch mal kurz mit zurücknehmen an den Startpunkt dieser aufregenden Reise? Wie war das damals? Kanntest du Rosa Luxemburg? Was dachtest du, als die Anfrage kam?

Zu Beginn des Projekts wusste ich fast nichts über Rosa Luxemburg. Ich hatte ihren Namen schon mal gehört, und ich hatte eine vage Vorstellung davon, dass sie eine „coole Person“ war, aber ich wusste nicht, warum. Das erste Bild, auf das ich stieß, war eines von ihr mit kurzen Haaren aus den frühen 1890er Jahren, und ich war sofort fasziniert und wollte mehr wissen. Je mehr ich über ihre Arbeit, ihre Politik und ihr Leben herausfand, desto aufgeregter und begeisterter wurde ich natürlich.

Der eigentliche Prozess der Erstellung einer ersten Präsentation meiner Idee für die Stiftung und den Verso-Verlag war

ziemlich stressig. Meine Kinder hatten Scharlach und ich hatte nur eine Woche Zeit. Das sind die Tücken einer berufstätigen Mutter. Scharlach passte allerdings zumindest gut zum 19. Jahrhundert!

Du hast dich dann intensiv mit dem Leben von Rosa auseinandergesetzt und zwei Jahre am Buch gearbeitet. Inzwischen ist es in so viele Sprachen übersetzt und von so vielen Leuten gelesen worden. Wenn du jetzt, nach so langer Zeit, zurückschaust und alles noch einmal Revue passieren lässt – hat die Arbeit an dem Buch in irgendeiner Art dein Leben beeinflusst? Kannst du uns ein bisschen erzählen, was seitdem passiert ist?

Ich war wirklich überrascht vom Erfolg von „Red Rosa“. Als ich es schrieb, wusste ich, dass es gut ist, aber ich habe nicht erwartet, dass jemand anderes das auch so sehen würde. Ich habe die internationale Anziehungskraft von Rosa Luxemburgs Arbeit unterschätzt. Weil sie eine unnachgiebige Kritikerin des Kolonialismus und des globalen Kapitalismus war, finden alle Menschen, die irgendwo auf der Welt gegen Ungerechtigkeit kämpfen, etwas in ihren Schriften.

Es ist schön, dass das Buch ein Eigenleben bekommen hat, und es ist auch immer wieder schön, wenn ich Leute treffe, die es gelesen haben und es mögen. Aber ein Buch zu schreiben ist



Foto: Megan Boyd

Kate Evans ist in Kanada geboren und in England aufgewachsen. Die Künstlerin, Autorin und Aktivistin zeichnet Comics für das Magazin „The Spark“ und hat zahlreiche Bücher und Comics verfasst. Ihre Graphic Novel über Rosa Luxemburg erschien mit Unterstützung des New Yorker Büros der Rosa-Luxemburg-Stiftung und wurde von den Zeitungen „Independent“ und „Observer“ als „Grafikbuch des Jahres“ prämiert. Das Buch ist inzwischen in zahlreichen Übersetzungen erschienen, unter anderem letztes Jahr auf Deutsch im Karl-Dietz-Verlag. Das Gespräch führte **Dorit Riethmüller**, Projektkoordinatorin im Zentrum für internationalen Dialog und Zusammenarbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

ein bisschen so, als hätte man ein Kind geboren, das dann in die Welt hinausgeht und sein eigenes Leben lebt. Ich habe keine Kontrolle darüber, was die Leute daraus machen.

In persönlicher Hinsicht hat mir die Recherche zu Luxemburgs Geschichte geholfen, ein viel größeres Verständnis für die Erfolge des Sozialismus und die Bedeutung kollektiven Handelns zu entwickeln. Als ich jung war, war ich eher ziemlich individualistisch und anarchistisch. Jetzt denke ich, dass der Aufbau von Bewegungen viel wichtiger ist. Das hat sich zuletzt bei der Covid-19-Pandemie gezeigt, wo die sozialistische Antwort, koordinierte Maßnahmen zu ergreifen und zusammenzuarbeiten, um das Virus aufzuspüren, zu isolieren und damit Leben zu retten, sehr im Gegensatz zu einigen individualistisch-anarchistischen Haltungen der „Freiheit“ steht. Natürlich habe ich keine Zeit für diese Art der egoistischen Untergrabung kollektiver Bemühungen. Lasst euch impfen, Leute!

Was waren die für dich beeindruckendsten Rückmeldungen deiner Leser*innen?

Natürlich erinnere ich mich immer am stärksten an die schlechten Kritiken! Ich werde sie hier nicht wiederholen. Der sehr nette Rezensent im „Morning Star“ beschrieb es als „prächtige, erstklassige Zeichnung“, was ich dann in großen Buchstaben auf meinen Zeichentisch schrieb, um mich daran zu erinnern, Vertrauen in meine Arbeit zu haben.

Meine allererste Rezension gefällt mir sehr gut. Sie stammt von einem Leser, der online auf ein kostenloses Exemplar der Druckfahne zugegriffen hatte. Sie lautete: „Ich gebe zu, dass ich das ganze Konzept des Sozialismus immer noch nicht verstanden habe, also sollte ich wohl dieses Karl-Marx-Buch in die Hand nehmen, falls ich mich jemals aus irgendeinem Grund dafür interessieren sollte. Aber die ganze Graphic Novel ist um ihre Lehre und ihre Vorstellungen vom Kapitalismus aufgebaut, wie er das Universum kontrolliert, wie er Menschen arm macht und sie deshalb gesellschaftlich ausgeschlossen werden.“ Diese Rezension ist besonders. Sie gibt mir das Gefühl, dass ich es wirklich geschafft habe, jemanden zu bekehren, der vorher kein Interesse an dem Thema hatte. Er hat die Wirkung des Kapitalismus überschätzt. In Wirklichkeit kontrolliert der Kapitalismus nur die Welt, nicht das gesamte Universum, aber trotzdem scheint hier jemand seine Weltsicht geändert zu haben.

Die Geschichte von Rosa beginnt in Warschau, wo du sehr eindrücklich die extreme soziale Ungerechtigkeit dargestellt hast. Auf der einen Seite Rosas Klassenkameradinnen, die sich darüber erregen, dass sie immer noch kein eigenes Pony haben. Auf der anderen Seite Kinder, die am Webstuhl

arbeiten müssen und hungern. In Großbritannien hatten im Januar dieses Jahres 1,4 Millionen Kinder Anrecht auf eine kostenlose warme Mahlzeit in der Schule. Das heißt, bei 17,3 Prozent der Schüler*innen können es sich die Eltern nicht leisten, eine gesunde Ernährung ihrer Kinder sicherzustellen. Und das in einem der reichsten Länder Europas. Wie kann das sein? Wo ist unsere Rosa?

Auf Twitter? Rosa wäre sicher heute dort – sie beklagte sich über die viele Zeit, die sie tagtäglich dem Briefeschreiben widmete, also bin ich mir sicher, dass sie durch soziale Medien hoffnungslos abgelenkt gewesen wäre.

Wenn man darüber nachdenkt, ist der Grund, warum wir über Dr. Luxemburgs politische Ansichten Bescheid wissen, der, dass die Mittel zur Produktion von politischem Material zu ihrer Zeit so begrenzt waren. Schaut man auf die Rückseite des Sammelbandes ihrer Briefe, sieht man, dass ein großer Teil der dort erwähnten Sozialisten, mit denen sie korrespondierte, Drucker waren. Das lag daran, dass man, um seine Ideen verbreiten zu können, Zugang zu einer Druckerpresse haben musste. Weil die Möglichkeiten, politische Meinungen zu verbreiten, so begrenzt waren, hatten die wenigen großen Denker, die es schafften, Bücher und Artikel für die sozialistische Presse zu schreiben, einen unverhältnismäßig großen Einfluss. Aber, wie Luxemburg selbst sagte, „man sollte die Bedeutung eines Einzelnen nicht überschätzen“, und „wir müssen von unten nach oben arbeiten“, um eine bessere Welt zu schaffen. Wir sollten also die Tatsache feiern, dass wir heutzutage so vernetzt sind. Es könnte zu noch nie dagewesenen Massenaktionen führen. Wir sind alle Rosa Luxemburg!

Du wurdest in Interviews immer wieder gefragt, was von Rosas Vermächtnis heute von Bedeutung ist. Und du hast selbst zwei Kinder. Gibt es etwas in Rosas Leben und Wirken, von dem du sagst, das wäre essenziell wichtig, es wieder in den Fokus unseres politischen Engagements zu stellen und auch unseren Kindern mit auf den Weg zu geben?

Die Parallelen zwischen den materiellen Bedingungen im Kaiserreich und der heutigen Zeit sind ziemlich auffällig – wir nähern uns wieder dem Niveau der finanziellen Ungleichheit des 19. Jahrhunderts. Und wir haben wieder einmal ein massives, internationales, wirtschaftlich zerstörerisches Ereignis. Nur dass es sich diesmal lediglich um eine Pandemie und nicht um eine Kombination aus großem Krieg und Pandemie handelt. Wir stehen also wieder einmal vor der Frage: „Sozialismus oder Barbarei?“

Es gibt viele Aspekte in Rosa Luxemburgs Werk, die heute relevant sind: ihr Verständnis des schlechten Kapitalismus, der Globalisierung und des militärisch-industriellen Komplexes und ihre Analysen des Massenstreiks und der spontanen Aufstände als Mittel zu deren Bekämpfung. Aber ein eher übersehener, fast verborgener Aspekt ihres Denkens verdient besondere Aufmerksamkeit, und das ist die Freude, mit der sie sich in die natürliche Umwelt vertiefte.

Wir stehen vor einer noch nie dagewesenen Bedrohung durch Massenaussterben und Verlust der Artenvielfalt. Obwohl Luxemburg nicht direkt über die Bedeutung der Umwelt schrieb – in der Tat war ihre Konzeption des Sozialismus ganz traditionell in der Idee der Industrialisierung als einer Stufe der menschlichen Entwicklung verwurzelt –, sind ihre absolute Freude an der Natur und ihre Weigerung, dem Mensch Vorrang vor dem Tier zu geben, unglaublich wichtige Konzepte. Diese Frau fütterte im Gefängnis Bienen mit ihrer Marmeladenration. Wer füttert Bienen?

Der wesentliche Fokus für uns und für unsere Kinder muss sein, den Klimawandel zu bekämpfen. Und das geht nur, wenn wir das Profitmotiv als grundlegenden Antrieb der menschlichen Gesellschaft abschaffen und es durch die Sorge um die Natur ersetzen. Wir können in Rosas Leben und in ihren Werken viel finden, das uns dabei hilft, dies zu verwirklichen.

ANZEIGE



Stefanie Ehmsen, Albert Scharenberg (Hrsg.)
ROSA REMIX
Buch über die politische Aktualität Rosa Luxemburgs
138 Seiten, Broschur, Mai 2017

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/37385

Download unter:
www.rosalux.de/publikation/id/37387



Uwe Sonnenberg, Jörn Schütrumpf
ROSA LUXEMBURG IN DER DEUTSCHEN REVOLUTION. Eine Chronik
112 Seiten, Broschur, November 2020, ISBN 978-3-948250-19-5

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/43275

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/en/publication/id/43275

Weitere Publikationen unter www.rosalux.de

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

Eine lange, wechselvolle Beziehung

Rosa Luxemburg und ihre Wahlheimat Berlin. Von **Johanna Bussemer**

Behäbig und schwarz / Nur einen Menschen tief“, fließt das Wasser durch den Landwehrkanal in einem Song auf dem neuen Album „Alles in allem“ der Band Einstürzende Neubauten. In der dritten Strophe singt Blixa Bargeld: „Ich war nicht dabei / Damals bei Rosa / Nicht im Eden-Hotel / Und auch nicht danach / An der Lichtensteinbrücke / Nach Mitternacht.“

Im Jahr 2020 entstanden diese Zeilen, 101 Jahre nach ihrem Tod, als Teil des Liedes „Am Landwehrkanal“. Wie dieser Berliner Band, deren Frontmann Blixa Bargeld aus dem beschaulichen Friedenau stammt, wo Rosa Luxemburg von 1899 bis 1911 lebte, geht es vielen Berlinerinnen und Berlinern. Sie erinnern sich am Landwehrkanal, wo ihre Leiche versenkt wurde, am Standort des Hotels Eden, in dem sie ermordet wurde, oder in Friedenau an diese Frau – Rosa Luxemburg, deren Lebens- und Arbeitsorte sich über zahlreiche Bezirke Berlins erstrecken und im historischen Gedächtnis der Stadt präsent sind. Anlässlich ihres 150. Geburtstages lohnt es, wie auch schon zu ihrem 100. Todestag im Januar 2019, nicht nur Luxemburgs politisches Wirken in den Blick zu nehmen, sondern auch ihr Leben und ihren Alltag.

Rosa Luxemburg, die politisch für die Rechte der Schwächeren kämpfte, lebte selbst gern naturnah und wohnte deswegen beinahe während ihrer gesamten Berliner Zeit, von 1899 bis zu ihrem Tod, in den damals noch eher gutbürgerlichen südwestlichen Vororten der Metropole. Dort, vor allem in Friedenau, wo sie bis 1911 drei Wohnorte hatte, kann bis heute auf ihren Spuren gewandelt werden. Auskunft über ihr Leben geben vor allem ihre Briefe. Claudia von Gélieu, die seit Langem zu Rosa Luxemburg in Berlin arbeitet und dazu Stadtpaziergänge anbietet, hat im Dietz-Verlag Berlin pünktlich zum Geburtstag einen biografischen Stadtführer vorgelegt, in dem sehr gut die Lebensstationen Rosa Luxemburgs in Berlin nachvollzogen werden können.

„Berlin macht auf mich den widrigsten Eindruck“

Als Rosa Luxemburg am 16. Mai 1898 aus Zürich in Berlin ankommt, wird sie zunächst nicht müde, über die Hässlichkeit der Stadt zu lamentieren und ihre Abneigung gegen die Preußen kundzutun. In den ersten Wochen und Monaten schreibt sie in Briefen an Freunde, wie wenig ihr die Stadt gefällt. So auch am 30. Mai 1898, 14 Tage nach ihrer Ankunft, an ihre Freunde Mathilde und Robert Seidel: „Berlin macht auf mich im Allgemeinen den widrigsten Eindruck: kalt, geschmacklos, massiv – die richtige Kaserne; und die lieben Preußen mit ihrer Arroganz, als hätte jeder den Stock verschluckt, mit dem man ihn einst geprügelt!“ Trotzdem bleibt Berlin in den kommenden 21 Jahren ihr Zuhause, ist schließlich auch der Ort ihres gewaltsamen Todes und – nachdem ihre Leiche Monate nach ihrer Ermordung im Landwehrkanal gefunden wurde – ihrer letzten Ruhestätte auf dem heutigen Friedhof der Sozialisten in Friedrichsfelde.

Rosa Luxemburgs Leben und Arbeiten verlief entlang der heutigen S-Bahnlinie 1, der 1874 eröffneten Stadtbahn: Während sie politisch vor allem in der damaligen Berliner Innenstadt agierte – so im ersten Parteibüro der SPD in der Katzbachstraße oder in der späteren Parteischule in der Lindenstraße, beides in Kreuzberg –, lebte Rosa Luxemburg ihr privates Leben im eher bürgerlichen Milieu des Berliner Südwestens, am S-Bahnhof Friedenau. Hier entstanden rund um die Jahrhundertwende große neue Wohnviertel, um die wachsende Beamten- und Mittelschicht der aufsteigenden Metropole Berlin unterzubringen. Ob Rosa Luxemburg den in Gélieus Stadtführer zitierten Werbeslogan für Friedenau kannte, ist ungewiss. „Feldalleen und Blütenluft / vor der Weltstadt Tor / schöne Häuser, frische Luft, / alles findest Du hier vor. / Willst Du behaglich leben, / billig, gut, sei schlau, / lass den guten Rat Dir geben – / zieh nach Friedenau.“ Der Name Friedenau ging auf Auguste Hähnel zurück, die Frau

des Leiters der Friedenauer Baugesellschaft Hähnel, die meinte, es wäre nach den zahlreichen Kriegen des 19. Jahrhunderts an der Zeit, ein Zeichen des Friedens zu setzen.

Rosa Luxemburg lebte – nach einem ersten Jahr in Moabit, in der Cuxhavener Straße – in Friedenau, erst in der Hauff-, dann in der Wieland- und zum Schluss erstmalig in einer eigenen Wohnung in der Cranachstraße. Überliefert sind nächtliche Gesänge mit Nachbarin und Freundin Luise Kautsky, sehnsüchtige Gänge um Postamt am heutigen Renée-Sintenis-Platz, in der Hoffnung auf einen Brief, erst des Geliebten Leo Jogiches und später Kostja Zetkins, Abendessen mit zahlreichen Freunden und Bekannten, unter anderem mit der nahe im Zentrum Schönebergs lebenden Familie Bebel und vieles mehr. Rosa Luxemburg ist 1911 wohl nach Bruch mit Karl Kautsky und auf der Suche nach noch mehr Ruhe – Friedenau hatte sich inzwischen zu einem lebendigen Berliner Bezirk entwickelt – weiter nach Südende gezogen. Aufgrund ihrer mehrfachen Inhaftierung lebte sie in ihrer letzten Wohnung jedoch nicht mehr durchgängig.

Auch diese Perspektive erlebte Rosa Luxemburg in Berlin. Nachdem sie bereits 1907 kurz dort inhaftiert war, saß sie 1915/1916 eine einjährige Gefängnisstrafe im Frauengefängnis in der Barnimstraße in Friedrichshain ab. Ein beeindruckendes Dokument dieser Zeit ist ihr Brief „Geheimnisse eines Gefängnishofes“: „Spätherbst. ½ 6 Uhr früh. Das Haus schlummert noch – nur eine Sekunde noch in Ruhe, bevor der klirrende, klappernde, schlüsselrasselnde, polternde Lärm von 500 menschlichen Existenzen wie eine ungeduldige Sturzwelle den Damm der Nachtruhe niederreißt u. alle Winkel des Riesengebäudes füllt. Noch eine Sekunde. In diesen letzten Zügen der sterbenden Nacht sehen Sie dort oben auf dem Giebel des Hauses die winzige Silhouette eines Vogels schimmern, u. hören Sie sein süßes Gestammel? Das ist der Star, der jeden Morgen zusammen mit mir auf das große Schauspiel wartet.“

Ost und West erinnern unterschiedlich

Die nach ihrem Tod bis heute andauernde Rezeption Rosa Luxemburgs spiegelt sich in an ihren Berliner Lebensorten wider. Im Westen der Stadt lebte sie, im Osten wurde sie begraben. Während im alten West-Berlin seit den 1980er Jahren dank der engagierten Arbeit von Nachbarschaftsinitiativen und Geschichtswerkstätten mit dem Blick auf lokale Bezüge an Rosa Luxemburg erinnert und so dem Antikommunismus getrotzt wurde, auch durch die schrittweise Anbringung von Gedenktafeln an ihren Friedenauer Wohnorten, wurde im Osten Berlins nach 1945 rasch ein Heldenmythos errichtet. Wichtigstes Symbol und wohl auch in Zukunft existierendes Überbleibsel dieser Zeit ist die Benennung des zentral in Mitte gelegenen, ursprünglich als Babelsberger Platz entstandenen, heutigen Rosa-Luxemburg-Platzes im Jahr 1947. Wer weiß, dass der Platz vor 1945 Horst-Wessel-Platz hieß und dann für zwei Jahre Liebknechtplatz, kann bereits die symbolische Aufladung der Figur Rosa Luxemburg in der DDR erahnen, bei der es oft an einer differenzierten Betrachtung mangelte.

Heute können die vielen Rosa-Luxemburg-Straßen, -Schulen und -Plätze gut neben kleinen Orten der Erinnerung, den Tafeln an ihren Wohnhäusern und den Alltagsbeschreibungen aus ihren Briefen stehen, gelesen und (wieder-)entdeckt werden. Man kann nicht genug an diese starke Frau – politisch für soziale Gerechtigkeit kämpfend und die Natur so achtend und liebend – erinnern.

Johanna Bussemer lebt in Berlin-Schöneberg, ist im Ortsteil Friedenau zur Schule gegangen und arbeitet als Referatsleiterin Europa bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Rosa Luxemburgs Leben und Arbeiten verlief entlang der heutigen S-Bahnlinie 1: Während sie politisch vor allem in der damaligen Berliner Innenstadt agierte, lebte Rosa Luxemburg ihr privates Leben im eher bürgerlichen Milieu des Berliner Südwestens, am S-Bahnhof Friedenau.

Eine unverhoffte Entdeckung

Im Turiner Robert-Michels-Archiv sind bislang unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs aufgetaucht. Von **Vincent Streichhahn**

Aus dem Turiner Robert-Michels-Archiv hat der Autor zwei Briefe von Rosa Luxemburg erhalten. Der erste, datiert vom 20. Dezember 1903, ist ein kurzes, freundschaftlich gehaltenes Schreiben, in dem Luxemburg sich für einen Artikel bedankt und einen etwaigen Besuch ankündigt. Der zweite Brief vom 18. Juni 1914 ist etwas länger. Darin berichtet Luxemburg Michels von ihrer Anklage wegen Beleidigung und bittet ihn, für sie als Zeuge auszusagen.

In diesem Text berichtet Vincent Streichhahn, Politikwissenschaftler, Promotionsstipendiat der RLS und Doktorand an der Universität Halle, wie er auf diese Korrespondenz Rosa Luxemburgs gestoßen ist.

Ich habe ehrlich gesagt überhaupt nicht nach Briefen von Rosa Luxemburg gesucht, sondern es war vielmehr ein Zufallstreffer. Eigentlich habe ich nach Briefen des Parteienforschers Robert Michels (Zur Soziologie des Parteienwesens in der modernen Demokratie, 1911) gesucht, auf den ich im Kontext von meiner Promotion zur proletarischen Frauenbewegung und Sozialdemokratie des deutschen Kaiserreichs gestoßen bin. Michels hat sich nämlich für die Frauenbewegung eingesetzt und dabei Anfang des 20. Jahrhunderts unter anderem regelmäßig für die „Gleichheit“ geschrieben. Jedenfalls habe ich mich beim Robert-Michels-Archiv in Turin nach dessen Korrespondenz erkundigt und von dem freundlichen Archivmitarbeiter eine Inventarliste erhalten.

Diese Liste umfasst 160 Seiten und liest sich nicht nur wie ein Who's who der deutschen Frauenbewegung, sondern es finden sich darin allgemein viele Namen bedeutender Figuren der deutschen Arbeiterbewegung. Vor allem mit dem Ehepaar Kautsky stand Michels zu Beginn des Jahrhunderts in engerer Verbindung. Als ich dann entdeckte, dass auch zwei Briefe von Rosa Luxemburg in Turin liegen, hatte ich schon die leise Hoffnung, eine unverhoffte Entdeckung gemacht zu haben.

Ich habe die Briefe dann Mitte Januar zugeschickt bekommen und war zunächst völlig baff, weil man solche Originale, wenn auch nur als Scan, natürlich nicht alle Tage zu Gesicht bekommt. Im Übrigen hat Luxemburg im Vergleich zu vielen anderen Zeitgenossen eine gut lesbare Handschrift. Anschließend musste ich prüfen, ob die beiden Briefe wirklich bisher unbekannt waren. Als mir das bestätigt wurde, war ich natürlich ziemlich glücklich, so einen Fund macht man vermutlich nur selten in seinem Forscherleben.

Robert Michels war ein Kosmopolit, Wahlitaliener und Soziologe, dessen Parteistudie zur SPD und dem ehernen Gesetz der Oligarchie bis heute bekannt ist. Anfang des 20. Jahrhunderts trat er in die Sozialistische Partei Italiens und im Jahr 1903 auch in die SPD ein, deren Parteitage er 1903, 1904 und 1905 als Delegierter für die Marburger SPD besuchte. In diesen Jahren ist Michels stark vom revolutionären Syndikalismus beeinflusst und hegt deshalb durchaus Sympathien für den linken Flügel der SPD um Rosa Luxemburg, die er spätestens auf dem Parteitag 1903 in Dresden persönlich kennenlernte. In dieser Zeit schreibt Michels regelmäßig für verschiedene Periodika der Sozialdemokratie und leistet dabei einen gewissen Wissenstransfer, da seine Aufsätze meistens die italienischen Parteiverhältnisse oder Frauenbewegung zum Gegenstand haben.

Gleichwohl hat sich weder die Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung, geschweige denn zur Frauenbewegung intensiver mit Michels beschäftigt, was unter anderem biografische Gründe hat. Michels ist nämlich seit Anfang der 1920er Jahre als Philofaschist zu charakterisieren, der 1928 in die italienische faschistische Partei von Mussolini eintrat und fortan auch an der faschistischen Parteischule lehrte.

Das muss natürlich gesagt werden, wenn man sich mit Michels beschäftigt. Eine Erklärung für dessen Weg vom revolutionären Syndikalismus zum italienischen Faschismus – über rund zwei Jahrzehnte, viele persönliche Enttäuschungen und einen Weltkrieg – ist keine ganz einfache Angelegenheit. Unabhängig davon ist allerdings Michels Wirken im Bereich der Arbeiterfrage, der Geschlechterfrage sowie der nationalen Frage, die für ihn drei Seiten der sozialen Frage darstellten, sehr interessant.

Die beiden Briefe liegen zeitlich über zehn Jahre auseinander, der eine ist vom 20. Dezember 1903, der andere vom 18. Juni 1914. Zwei andere Briefe vom Herbst 1902 an Michels waren bereits in den Gesammelten Briefen abgedruckt. Nimmt man alle vier zusammen und fügt ein paar andere Informationen hinzu, wird eine Geschichte sichtbar, die man vorher so nicht rekonstruieren konnte. Insofern sind die beiden Briefe, abgesehen davon, dass sie halt neu sind, durchaus spannend.

Wir konnten bisher wissen, dass Robert Michels Luxemburg anscheinend im Herbst 1902 angeboten hatte, etwas über die Parteiverhältnisse in Italien für die „Leipziger Volkszeitung“ zu schreiben. Das hat sie sehr begrüßt, um den Kenntnisstand diesbezüglich in der Partei zu verbessern. Hier war sie ganz Inter-

ANZEIGE

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG



Krzysztof Pilawski, Holger Politt (Hrsg.)
ROSA LUXEMBURG: SPURENSUCHE
Dokumente und Zeugnisse einer jüdischen Familie
152 Seiten, Hardcover, 19,80 Euro
VSA:Verlag 2020, ISBN 978-3-96488-005-5

Bestellung unter: www.vsa-verlag.de/nc/buecher/detail/artikel/rosa-luxemburg-spurensuche

Michael Brie, Jörn Schütrumpf
ROSA LUXEMBURG
Eine revolutionäre Marxistin
an den Grenzen des Marxismus

Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
256 Seiten, Hardcover, 16,80 Euro
VSA:Verlag 2021, ISBN 978-3-96488-103-8

Download unter: www.rosalux.de/publikation/id/43689

Bestellung unter: www.vsa-verlag.de/nc/buecher/detail/artikel/rosa-luxemburg



Weitere
Publikationen
unter
www.rosalux.de

Michael Löwy
ROSA LUXEMBURG: DER ZÜNDENDE FUNKE DER REVOLUTION

Aus dem Französischen
von Arno Münster
Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
144 Seiten, Broschur, 14,80 Euro
VSA:Verlag 2020, ISBN 978-3-96488-029-1

Download unter: www.rosalux.de/publikation/id/41589
Bestellung unter: www.vsa-verlag.de/nc/buecher/detail/artikel/rosa-luxemburg-der-zuendende-funke-der-revolution/

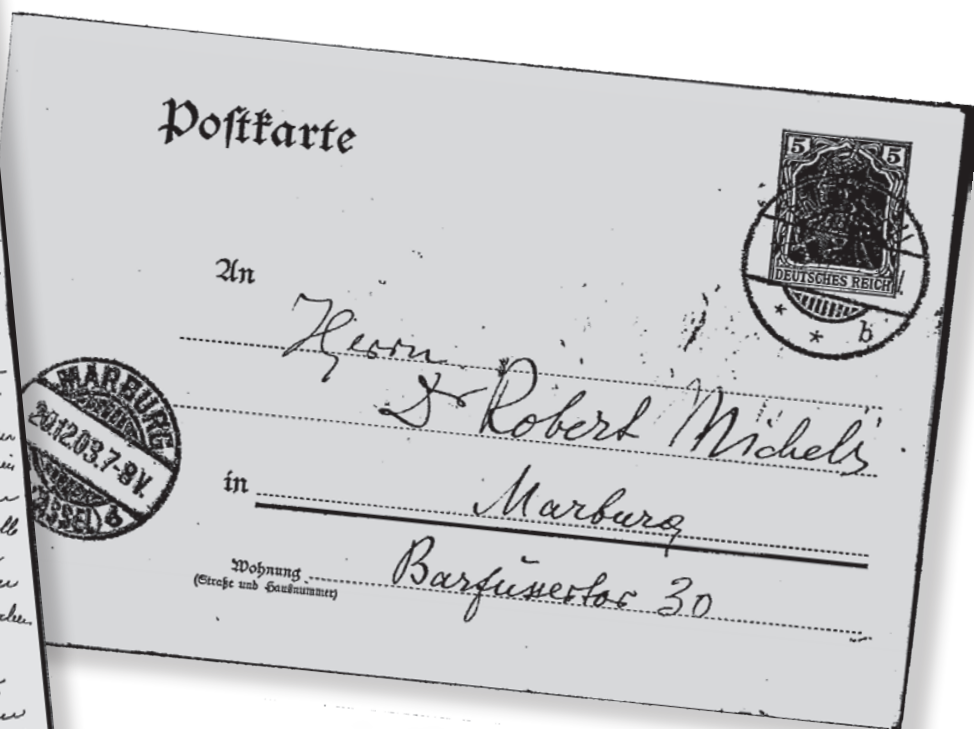


Berlin-Südende, Lindenstr. 2.
18.6.14.

Sehr geehrter Herr!

Wie Ihnen wohl aus der Presse bekannt, bin ich angeklagt wegen Beleidigung des Offizierskorps in Deutschland, weil ich öffentlich behauptet habe, dass Soldaten misshandelt werden. Ich habe gesagt, dass wir wollen im Interesse der Wahrheit wie zur Bekämpfung des Systems der Soldatenschänderei dieses System durch möglichst zahlreichere Zeugnisse vor der Öffentlichkeit entlarven. Viele Zeugen haben sich schon selbst gemeldet. Allein von besonders Wert wären Aussagen ehemaliger Offiziere. Ich würde sehr dankbar sein, ob Sie nicht im Interesse der Bekämpfung des traurigen Zustands in der deutschen Kasernen Ihre persönlichen Erfahrungen oder Beobachtungen vor dem Gericht darlegen wollten? Der Gerichtsverfahren findet in Berlin am 29. dieses M. statt, ich würde sehr im umgehende Antwort, Hochachtungsvoll
Rosa Luxemburg

FUNDAZIONE
L. EINAUDI
ARCHIVIO



nationalistin. Sie schrieb ihm auch, dass Clara Zetkin ihr bereits von ihm erzählt habe, wir können also sicher sein, dass Michels und Luxemburg sich vorher noch nicht getroffen und auch nicht korrespondiert hatten. Der zweite Brief ist ziemlich kurz gehalten, darin bedauert Luxemburg, dass sich die Redaktion der „Leipziger Volkszeitung“ immer noch nicht bei ihm gemeldet hat, er solle sich in der Sache an Franz Mehring wenden, sie könne leider nichts weiter ausrichten. So weit, so unspektakulär – eine ganz gewöhnliche Vermittlungskorrespondenz.

Wir wissen aber auch, dass die beiden sich spätestens auf dem Dresdner SPD-Parteitag im September 1903 kennengelernt haben. In dem neu entdeckten Brief vom 20. Dezember 1903 wird ein fast freundschaftliches Verhältnis sichtbar. Luxemburg schreibt, sie freue sich, wieder ein Lebenszeichen von ihm zu haben, und bedankt sich für einen Artikel von Michels, den sie sehr „erfrischend“ fand. Vor allem kündigt sie aber an, Michels zu besuchen, wenn sie mal wieder in Baden sei. Außerdem fordert sie ihn auf, sie ebenfalls, aber „ja gründlich“, zu besuchen, falls er über die Weihnachtsfeiertage nach Berlin komme. Mit herzlichen Grüßen verabschiedet sie sich von ihm und seiner, wie sie schreibt, „lieben kleinen Frau“. Gemeint ist Michels' Ehefrau, Gisela Michels-Lindner, die in diesen Jahren auch in der SPD aktiv war.

Ob die beiden sich jemals gegenseitig besucht haben, wissen wir nicht, ganz unrealistisch ist es zumindest für den Zeitraum zwischen 1903 und 1906 nicht. Deutlich wird, dass die beiden ein gutes Verhältnis pflegten. Sie waren sich sicherlich politisch nicht in allem einig, aber auch Michels kritisierte den revisionistischen Flügel der Sozialdemokratie scharf und vertrat starke antimilitaristische Positionen. Sein gutes Verhältnis in diesen Jahren zu Luxemburgs Freundin Clara Zetkin hat sicherlich zusätzlich dazu beigetragen, dass die beiden sich sympathisch gesinnt waren.

Viel mehr wissen wir über die kommenden Jahre allerdings nicht. Michels ist bereits 1907 nach Turin gegangen, als endgültig klar war, dass es in Deutschland keine Zukunft in der Wissenschaft für ihn gibt. Er verlässt in dieser Zeit auch enttäuscht die sozialistischen Parteien. Diese Jahre werden auch das Verhältnis

zwischen Michels und Luxemburg abgekühlt haben. Robert Michels muss Luxemburg jedoch sehr geschätzt haben, zumindest verweist er mehrmals in seiner zum Klassiker avancierten Studie „Zur Soziologie des Parteiwesens“ auf ihre Arbeiten.

Der nächste Brief datiert vom 18. Juni 1914, also vom Vorabend des Ersten Weltkrieges. Das Verhältnis wirkt darin deutlich distanzierter, wie Luxemburgs Anrede „Sehr geehrter Herr“ und die Abschiedsformel „Hochachtungsvoll“ zeigen. In dem Brief bat sie Michels darum, in einem Gerichtsprozess für sie auszusagen. Luxemburg war wegen Beleidigung des Offizierskorps angeklagt worden, da sie behauptet hatte, Soldatenmisshandlungen gehören in den Kasernen zur Tagesordnung. Den Prozess wollte sie in eine Anklage gegen den deutschen Militarismus drehen (was ihr auch gelingen sollte) – daher bat sie Michels, als Zeuge für sie auszusagen. Damit appellierte sie eindeutig an den Militarismuskritiker in Michels. 1895 war er in das Regiment „Großherzog von Sachsen“ eingetreten und hatte seinen für angehende Akademiker üblichen einjährigen Militärdienst abgeleistet, den er mit der Ernennung zum Offizier abschloss. Seit dieser Zeit datierte seine antimilitaristische Haltung. Die militärischen Institutionen waren für Michels die Synthese aus „Irrenhaus und Zuchthaus“, wie er in einem Artikel für die „Gleichheit“ schrieb. An anderer Stelle sagte er, Deutschland sei das „Land der Soldaten-Misshandlung par excellence“.

Ob Michels auf Luxemburgs Angebot eingegangen ist oder ihr überhaupt geantwortet hat, wissen wir leider nicht. Der Prozess geriet für den Staat zum Fiasko. Hunderte ehemalige Soldaten meldeten sich nach einem Aufruf als Zeugen und berichteten von Misshandlungen, woraufhin das Verfahren von der Staatsanwaltschaft erst mal auf Eis gelegt wurde. Alles in allem zeigt uns der Brief, dass Luxemburg immer noch eine gewisse Achtung vor Michels gehabt haben muss und nicht nur ehemalige Soldaten für den Prozess gewinnen wollte, sondern auch intellektuelle und ehemalige Offiziere, um die Hegemonie des deutschen Militärstaats zu brechen.

Mut für die heutige Zeit

Warum sind Rosa Luxemburgs Positionen auch in der Gegenwart noch hochaktuell?

Von **Klaus Lederer**

Lebendige Demokratie und politische Freiheiten für alle, das heißt: Meinungsfreiheit, Kunst- und Pressefreiheit, Organisations- und Versammlungsfreiheit – ohne diese Rechte ist jeder Sozialismus zum Scheitern verurteilt.

Rosa Luxemburg zum 150. Geburtstag zu würdigen, heißt zuallererst, sie nicht als sozialistische Säulenheilige anzurufen. Das ist die Gefahr, wenn die Verehrung einer Person als Ikone die lebendige Auseinandersetzung mit ihren Schriften und Taten überlagert. Rosa Luxemburg, die ihre eigenen Positionen immer in kritischer Auseinandersetzung mit erstarrten Ideologien entwickelte, hätte es sicher befremdlich gefunden, einmal selbst als bloße Identifikationsfigur und Stichwortgeberin für Denkfaule zu dienen.

Zuallererst imponiert die scheinbare Selbstverständlichkeit, mit der Rosa Luxemburg als Frau ihr Recht auf gleichberechtigte politische Mitarbeit eingefordert und durchgesetzt hat. Dass sie sich nach ihrer Flucht aus Polen an der Zürcher Universität einschrieb, wo Männer und Frauen gleichberechtigt studieren durften, dass mit ihr eine Frau zur Wortführerin einer politischen Bewegung wurde – allein das macht sie zur Ausnahmepersönlichkeit in einer Zeit, in der die Politik eine absolute Männerdomäne war.

Gelebter Feminismus

Dieser gelebte Feminismus passt zu ihrer Überzeugung, dass Emanzipation, verstanden als Prozess kollektiver Selbstermächtigung der Individuen, eine unverzichtbare Voraussetzung progressiver Gesellschaftsveränderung ist. Hinzuzufügen wäre vielleicht, dass die Emanzipation der Frau für sie Bestandteil der allgemeinen Emanzipation und zugleich deren Bedingung war, also nicht einfach Identitätspolitik.

Es verwundert nicht, dass für Luxemburg von diesem Standpunkt aus das leninistische Politikkonzept, Emanzipation mit anti-emanzipatorischen Mitteln zu erzwingen, ein Ding der Unmöglichkeit war, mit linker Selbstaufgabe gleichbedeutend. Wenn wir nur eine einzige Lehre aus der Geschichte linker Bewegungen ziehen dürften, dann müsste es diese sein. Lebendige Demokratie und politische Freiheiten für alle, das heißt: Meinungsfreiheit, Kunst- und Pressefreiheit, Organisations- und Versammlungsfreiheit – ohne diese Rechte ist jeder Sozialismus zum Scheitern verurteilt. Sozialismus braucht Demokratie, Freiheit und Gleichheit.

Weit davon entfernt, die formale Freiheit und Gleichheit, wie sie die bürgerliche Gesellschaft bietet, als bloßen bourgeoisen Plunder abzutun, den man im Sozialismus getrost entsorgen könne, weist Rosa Luxemburg darauf hin, dass es darum gehen müsse, diese Rechte materiell zu untersetzen und somit auszubauen, zu vervollständigen. Wenn heute in unschöner Regelmäßigkeit, auch von Teilen der Linken, elementare Gleichstellungserfolge und Bürgerrechtsfragen als nutzlos oder gar schädlich, weil neoliberal und vom „eigentlichen“ Kampf ablenkend, abgetan werden, drängt sich der Eindruck auf: Hier war Rosa Luxemburg schon weiter.

Ihre Einsicht, dass ohne breitesten demokratischen Diskurs kein „geistiger Reichtum und Fortschritt“ mehr gedeihen könne, lässt sich natürlich auch als Warnung vor jenen doktrinären Verhärtungen verstehen, die auch in jüngerer linker Ideengeschichte leider reichlich zu finden sind. Die Frage „Reform oder Revolution?“, die sich vor gut hundert Jahren freilich völlig anders stellte als heute, brachte eine solche Verhärtung mit sich und führte zur verhängnisvollen Spaltung der linken Kräfte und zu einem ihrer tragischsten Kapitel, der sogenannten Sozialfaschismusthese.

An die Wurzel gehen

Als eine dialektische Aufhebung dieser Gegensätze lässt sich auch heute noch Luxemburgs Begriff der „radikalen Realpolitik“ fruchtbar machen. Im Sinne von „an die Wurzel gehend“ wäre das heute der Versuch, transformationsfördernd in die vorgefundenen Kräfteverhältnisse einzugreifen, statt sie mit dem Impetus

der Allwissenden von der Seitenlinie zu kommentieren. Leichter gesagt als getan in Zeiten, in denen man schon alle Hände voll zu tun hat, die einmal erkämpften emanzipatorischen Errungenschaften gegen einen reaktionären Backlash zu verteidigen ...

Aber genau solche Ansätze einer radikalen Realpolitik, die solidarische Vergesellschaftungspraktiken jenseits der Verwertungslogik und -zwänge des Kapitals aufzeigen können, sind für Linke heute spannend. Und zwar zunächst erst einmal unabhängig davon, ob sie in Parlamenten, in Opposition oder Koalitionen arbeiten, oder gar für die gesellschaftliche linke Basis jenseits der Institutionen, für die intellektuellen Diskurse, für den kulturellen Streit. Einfach sind diese Versuche nicht, gerade angesichts der Dominanz globalisierter Märkte und Machtverhältnisse, die sich dem Versuch der Regulierung durch Politik geschickt zu entziehen versuchen.

Wenn Staaten unter deren Druck selbst vor einer mäßigen Besteuerung von Vermögen und Finanztransaktionen zurückschrecken, merken wir, dass die Ansätze, dem globalen Kapitalismus durch nationalstaatliche Regulierung beizukommen, arg an Grenzen geraten; von genuinen Menschheitsherausforderungen wie einer Pandemie oder dem Klimawandel ganz zu schweigen. Doch nun, wo internationale Organisation am dringendsten nötig wäre, erleben wir Rückzugsmanöver in eine vermeintlich heilere und übersichtliche Welt der Nationalstaaten – quer durch alle politischen Lager.

Absage an den Nationalismus

Und da sind wir bei einem weiteren wichtigen Punkt in Rosa Luxemburgs Selbstverständnis. Jeglicher Nationalismus war ihr fremd. Das war nicht nur Ausdruck einer im besten Sinne kosmopolitischen Haltung, sondern zugleich Ergebnis ihrer Analyse, dass der Kampf des Proletariats nur erfolgreich sein könne, wenn er sich nicht entlang von Staatsgrenzen spalten lässt. Sie thematisierte damit bereits in ihrer Epoche eine Tendenz ganz praktisch, die uns heute noch offensichtlicher vor Augen steht und der die Linke leider oft viel zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Es ist die globale Verflochtenheit des Kapitals einerseits und die Zersplitterung (und teils nationalchauvinistische oder nationalistische Grundierung) von Auseinandersetzungen um die (mitunter auch nur vermeintliche) Beherrschung oder Einhegung der Folgen der Dynamik der Kapitalakkumulation andererseits.

Menschlichkeit, Neugier, Wissensdurst, das Bewusstsein, nicht allein ethisch angetrieben zu sein, sondern auf analytischer Grundlage zu handeln, zu suchen, permanent Fragen zu stellen, sich selbst infrage zu stellen, den intellektuellen Austausch zu suchen – all das zeichnete Rosa Luxemburg mit Sicherheit auch aus. Wenn ich uns zu Rosa Luxemburgs 150. Geburtstag etwas wünschen dürfte, dann wäre es für die deutsche Linke und ihre Schwestern in Europa und weltweit ein wenig ihres Mutes. Mut und Courage, aus einer nüchternen Analyse den Schluss zu ziehen: Hic Rhodus, hic salta!

Wenn wir angesichts der Menschheitsherausforderungen in den nächsten Jahrzehnten nicht danebenstehen und die Ungerechtigkeit und die Auswirkungen der globalen kapitalistischen Dynamik beklagen wollen, müssen wir alles tun, um ihr globale Demokratie und soziale Menschenrechte entgegenzusetzen. Da dafür Pathos nicht genügt, wird es dazu breiter und internationalistischer Allianzen für Transformationen und einer gesellschaftlichen wie parteilichen Linken bedürfen, die die Entstehung solcher Allianzen mit guten konkreten Ideen, klugen Beiträgen befördert. Utopisch? Wir müssen es versuchen.

Dr. Klaus Lederer ist Bürgermeister und Senator für Kultur und Europa in Berlin.



Wie Karl Liebknecht warnte Rosa Luxemburg schon frühzeitig vor Militarisierung der Gesellschaft und einem aufziehenden Weltkrieg. Mit ihrem Versuch, den Massenstreik – eine Erfahrung aus der Russischen Revolution – als taktisches Mittel in das Repertoire der deutschen Sozialdemokratie einzuführen, erlebte sie jedoch eine politische Niederlage.

Nach der Revolution war ihr von polnischen Antisemiten vorgeworfen worden, sie, die Juden, hätten 1905 brave christliche polnische Arbeiter in die Revolution gehetzt und sich selbst danach ins Ausland abgesetzt. Nicht zuletzt deshalb weigerte sich Luxemburg 1914, als sie wegen „Aufforderung zum Ungehorsam“ verurteilt wurde, aus Deutschland zu emigrieren; auch eine ihr in Aussicht gestellte Begnadigung durch den Kaiser lehnte sie ab.

Ende Juli 1914 begann der Erste Weltkrieg, kurz zuvor war die Sozialistische Internationale – auf die Luxemburg so viel Hoffnung gesetzt hatte – nahezu geräuschlos zusammengebrochen. Im Februar 1915 bezog Rosa Luxemburg für ein Jahr eine Zelle im Berliner Frauengefängnis Barnimstraße.

Zwischen Reform und Revolution

Feministischer Staatumbau als Teil einer revolutionären Realpolitik?

Von **Alex Wischnewski**

Viele Sozialist*innen eint inzwischen der Anspruch, revolutionäre Realpolitik im Sinne Rosa Luxemburgs zu betreiben. Statt Reform und Revolution weiter gegeneinander auszuspielen, geht es ihnen darum, „die große Idee des sozialistischen Endziels in die Scheidemünze der Tagespolitik umzuwechseln und die politische Kleinarbeit des Alltages zum ausführenden Werkzeug der großen Idee zu erheben“ (Luxemburg 1903, 373).

Doch darüber, was dies konkret bedeutet, kann wiederum lange gestritten werden. Und das sollte es auch. Denn es gibt keine letztgültige Antwort auf die Frage, wie eine solche Politik denn auszusehen hätte, und viel zu häufig wird Rosa Luxemburgs Gedanke für eine rein rhetorische Radikalisierung von politischer Elendsverwaltung entfremdet. Als Intervention in konkrete Kräfteverhältnisse und Verschiebung einer gesellschaftlichen Realität benötigt sie ebenso sehr einen beständigen Prozess der Analyse wie auch einen der Selbstreflexion, -kritik und vielmals -ermutigung. Denn der Anspruch ist hoch und die Mühen der Ebene sind zahlreich.

Spannungsreiches und produktives Wechselverhältnis

Damit die beiden Pole Reform und Revolution in ein spannungsreiches und produktives Wechselverhältnis treten können, müssen sie also immer neu bestimmt und bearbeitet werden. Und dafür sind viele verschiedene Stimmen notwendig, das wissen wir heute mehr denn je. So hat die Debatte um Intersektionalität inzwischen ein viel größeres Bewusstsein dafür geschaffen, dass die gesellschaftlichen Realitäten sehr unterschiedlich sein können. Unter diesem Begriff wurde und wird immer wieder Licht darauf geworfen, dass die Verschränkung verschiedener Herrschaftsverhältnisse von Herkunft, Geschlecht und sozialer Klasse jeweils spezifische Betroffenheiten und Ausschlüsse, aber auch Handlungsmöglichkeiten erzeugt. Die Kenntnis dieser Realitäten ist daher unbedingte Grundlage für eine revolutionäre Realpolitik.

Nicht also gedacht als eine Aneinanderreihung von immer zahlreicher werdenden Einzelforderungen, sondern als ein Zusammenfließen in ein integrierendes Projekt. Ein Beispiel gibt Cornelia Möhring, frauenpolitische Sprecherin der Linksfraktion im Bundestag, in einem Video (zu finden unter www.rosalux.de/publikationen/mediathek/): Die historische Forderung der Arbeiterbewegung nach einer Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit beinhalte noch nicht das Fernziel, da die unbezahlte Sorgearbeit noch immer hauptsächlich auf Frauen laste. Sie müsse deshalb ergänzt werden um die Forderung nach einer Umverteilung von Arbeit und Zeit sowie die Neubewertung von Care-Arbeit.

Darüber hinaus ging es Rosa Luxemburg nicht nur um inhaltlich richtige Forderungen. Sicherlich sollte es darum gehen, im Parlament für konkrete Verbesserungen für breite Bevölkerungsschichten zu kämpfen, aber dies stand immer im Dienste eines Lernprozesses. Gleichzeitig galt es deshalb, deutlich zu zeigen, dass das Parlament selbst Teil der kapitalistischen Herrschaft ist und die notwendige Umwälzung deshalb nicht von diesem beschlossen werden kann. Parlamentarismus war für Luxemburg deshalb nur ein Mittel neben anderen, wie der Pressarbeit oder dem Generalstreik, die es zu verknüpfen gilt, um die Menschen dazu zu bringen, selbst das Steuer zu übernehmen. „Der lebendige Stoff der Weltgeschichte bleibt trotz einer Sozialdemokratie immer noch die Volksmasse, und nur wenn ein lebhafter Blutkreislauf zwischen dem Organisationskern und der Volksmasse besteht, wenn derselbe Pulsschlag beide belebt, dann kann auch die Sozialdemokratie zu großen historischen Aktionen sich tauglich erweisen“ (Luxemburg 1913, 252). Die

parlamentarische Arbeit der Abgeordneten sollte deshalb ganz besonders auch auf eine Erweiterung der Handlungsfähigkeit zielen, also darauf, „eine Politik von oben zu machen, die eine von unten befördert. Dafür sollten sie [die Abgeordneten] das Parlament als Bühne nutzen“ (Haug 2009, 21). Revolutionäre Realpolitik umschließt in diesem Sinne die strukturelle Transformation der Institutionen.

Feminisierung von Politik

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen und Ansprüche erhalten jene praktischen Ansätze besondere Bedeutung, die seit einigen Jahren unter dem Stichwort einer „Feminisierung von Politik“ (oder ähnlichen Begriffen wie einer „Feminisierung“ oder „Entpatriarchalisierung“) entworfen und erprobt werden. Sie werden angetrieben von Frauen und Feministinnen, häufig auch Schwarzen Frauen oder Frauen of Color, die nicht nur Institutionen einnehmen wollen, sondern gleichzeitig deren Spielregeln verändern und ihre zentrale Stellung infrage stellen.

Das hierzulande wohl bekannteste Beispiel sind dabei sicherlich die neuen municipalistischen Bewegungen insbesondere in den spanischen Metropolen wie Barcelona en Comú und Ahora Madrid, die den feministischen Anspruch der Sorge umeinander sowohl bei ihren politischen Maßnahmen als auch in ihrer Organisationspraxis aufriefen (lesenswert dazu auch die Broschüre der RLS „Die Politik hier und heute feministischer machen!“). Weniger bekannt, aber äußerst bemerkenswert ist darüber hinaus die Entwicklung des Konzepts geteilter Mandate in verschiedenen Regionen Brasiliens. So etwa der Zusammenschluss Juntas (Gemeinsam) im Landesparlament von Pernambuco, in dem vier Schwarze Frauen gemeinsam in den Wahlkampf gezogen sind, um ein Mandat zu erstreiten, und es nun gemeinsam ausfüllen.

Obwohl noch immer versucht wird, ihre Einheit dadurch zu spalten, dass rechtlich gesehen nur eine der vier Frauen das Mandat innehält, formen und vertreten alle vier diese Position. Auch zählt dazu die Gabinetona (Großes Kabinett), die vier Mandate auf Stadt-, Landes- und Bundesebene zusammenbringt und mit einem Team von rund 100 Aktivist*innen hinterlegt. Allen Projekten ist gemein, dass sie parlamentarische Arbeit und den Alltag der Bevölkerung stärker zusammenbringen, sei es durch Stadtteilkonferenzen in Barcelona oder bei offenen Laboratorien zur Besprechung von Gesetzesvorhaben im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais. Sie schaffen Räume des Lernens, Aushandelns und der aktiven Selbstregierung, die auch für Frauen und andere marginalisierte Gruppen leichter zugänglich sind. Sie verbinden Organisation und politische Bildung mit der Zusammenführung diverser Stimmen und Forderungen und der Verbreitung über die parlamentarische Bühne. Es verbleibt damit also auch eine Verantwortung bei den organisierenden Führungspersonen.

Auf diese Weise schaffen diese Ansätze überhaupt erst die Grundlagen für eine revolutionäre Realpolitik und heben stärker als früher die feministische und antirassistische Perspektive darauf heraus. Auch wenn die jeweiligen Antworten folglich stark lokal und zeitlich situiert sind, sind es allem voran jene strukturellen Ansätze, die durch die Geschichte und über den Erdball hinweg Resonanz erzeugen. Aus diesem Grund formt sich derzeit auf Einladung der Rosa-Luxemburg-Stiftung ein internationales Netzwerk von Frauen innerhalb und außerhalb der Institutionen mit dem Ziel, diese organisierenden Ansätze noch weiter zu verbreiten. Ganz im Sinne ihrer Namensgeberin.

Alex Wischnewski ist Leiterin des Dialogprogrammes Globaler Feminismus in der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Damit die beiden Revolution in ein spannungsreiches und produktives Wechselverhältnis treten können, müssen sie also immer neu bestimmt und bearbeitet werden. Und dafür sind viele verschiedene Stimmen notwendig.

Haug, Frigga, 2009: Revolutionäre Realpolitik – die Vier-in-einem-Perspektive, in: Brie, Michael (Hg.), Radikale Realpolitik. Plädoyer für eine andere Politik, Berlin, 11–26.

Luxemburg, Rosa, 1903: Karl Marx, in: GW 1.2, Berlin, 369–377.

Luxemburg, Rosa, 1913: Taktische Fragen, in: GW 3, Berlin, 246–258

Am 25. Oktober (nach russischem Kalender) stürmen die Bolschewiki den Winterpalast...



...setzen die Provisorische Regierung ab...



... und übernehmen die Macht in Russland.

Auch nach der Entlassung aus dem Gefängnis im Februar 1916 führte Luxemburg ihren antimilitaristischen Kampf weiter. Mit der Gruppe „Internationale“ – nach ihrem illegalen Blatt „Spartacus“ bald nur noch Spartakusgruppe genannt und als solche auch verfolgt – bildete sich um sie zum 1. Januar 1916 ein neuer Kreis. Luxemburg hatte für ihn die programmatischen Thesen verfasst. Keine sechs Monate nach ihrer Entlassung wurde angeordnet, sie in militärische „Schutzhaft“ zu nehmen. Die ohnehin magenranke Frau war es gewohnt, ihre Depressionen selbst zu behandeln. Nun jedoch ging es unter widrigen Umständen, die ab Herbst 1917 im Breslauer Gefängnis noch widriger wurden, nicht mehr nur darum, sich selbst im Gleichgewicht zu halten, sondern auch ihre Freundinnen in der Freiheit aufzuheitern. Das Ergebnis findet sich im Bändchen „Briefe aus dem Gefängnis“, ein beiläufig entstandenes Stück Weltliteratur. Ein anderes Stück Weltliteratur entstand im September und Oktober 1918 – auch im Gefängnis: das Fragment über „Die russische Revolution“, 1921/22 veröffentlicht und bis heute einer der Basistexte für eine sozialistische Kritik an den Bolschewiki.

„... intellektuell ein Genie und gleichzeitig voller Güte“

Erinnerungen an Rosa Luxemburg.

Von **Arthur Gertel**, Kassenführer des Militärgefängnisses Breslau

Im Jahre 1918, dem letzten Kriegsjahr, wurde ich dem Militärgefängnis von Breslau als Kassenführer zugewiesen, da ich für den Kriegs-Etappendienst als Unteroffizier für tauglich befunden worden war. Während des Krieges benutzten die Militärbehörden – das Hauptquartier des VI. Reserve-Korps der Armee [Breslau] – von diesem Zivilgefängnis [eigentlich] nur den Männertrakt. Rosa Luxemburg befand sich als einzige vom Militär eingewiesene Inhaftierte im Frauentrakt – neben den zivilen Häftlingen. Sie war in Schutzhaft genommen worden und somit inhaftiert, ohne zu einer Strafe verurteilt worden zu sein. Davor war sie schon in anderen Gefängnissen inhaftiert gewesen. Sie verfügte über eine relativ geräumige und helle Zelle, die

ein normales Fenster mit zwei Flügeln hatte, und durfte je nach Wunsch im Hof spazieren gehen – genauso wie die zehn männlichen Inhaftierten, die im Quartier des Militärs lebten. Außerdem durfte sie unter Aufsicht eines Soldaten Besucher empfangen, wenn dies zuvor von der Kommandantur genehmigt worden war. Ab und zu wurden ihr auch Spaziergänge in die Stadt und die Umgebung unter militärischer Aufsicht genehmigt.

Das Militärgefängnis, in dem 350 bis 400 Häftlinge untergebracht waren, wurde von einem Hauptmann geführt, der jeden Morgen lediglich für eine halbe Stunde erschien, das Gefängnis inspizierte und seine Unterschrift gab. Die tatsächliche Führung lag in den Händen eines leitenden Unteroffiziers und eines Sol-

daten, die zusammen die sogenannte Rechtshilfe führten. Der eine war im Zivilleben Rechtsanwalt, der andere Rechtshelfer. Der leitende Offizier, der für die Einhaltung des Gefängnisrechtes zuständig war, hatte ihnen strikte Anweisungen bezüglich Rosa Luxemburg erteilt. Sie hatten insbesondere den Befehl, bei Besuchen und Spaziergängen immer selbst anwesend zu sein und weder den Stabsunteroffizier noch einen der Unteroffiziere damit zu beauftragen. Wegen der häufigen Einweisung und Entlassung von Tatverdächtigen, deren Akten von den beiden Männern aufbereitet werden mussten, was viel Zeit verschlang, belasteten die Rosa Luxemburg gewidmeten Stunden erheblich den vorhandenen Zeithaushalt. Da wir uns privat kannten und sie mir vertrauten, wurde ich nach einigen Wochen gebeten, sie gelegentlich bei Rosa Luxemburg zu vertreten. Bei mir an der Kasse arbeiteten schließlich vier Männer, und demzufolge war meine dauernde Anwesenheit nicht erforderlich. Es gelang ihnen, dass ich mein anfängliches Zögern – es war mir einfach peinlich, bei privaten Unterhaltungen zugegen zu sein und den Zerberus zu spielen – aufgab. Sie lobten Frau Luxemburgs Geschicklichkeit, die peinliche Seite dieser Situation vergessen zu machen. Ohnehin war ich nie dazu gezwungen, Konversationen über die Partei zu verbieten, weil Rosa Luxemburg über die Vorschriften Bescheid wusste und mit ihren Gesprächspartnern nie über politische Angelegenheiten sprach. Demzufolge habe ich mehrmals solchen Besuchen beigewohnt und auch mehrfach Rosa Luxemburg während ihrer Spaziergänge begleitet. Die meisten Besucher kamen aus Berlin; am häufigsten kam Frau Liebknecht. – Rosa Luxemburg machte auf mich einen außergewöhnlichen Eindruck. Einerseits war sie intellektuell ein Genie und gleichzeitig jedoch voller Güte und Mitgefühl für das Leiden jeglicher Wesen, Mensch oder Tier. Sie verurteilte alle Ungerechtigkeiten, die sie schmerzten, und zeigte ein vollendetes Taktgefühl. Das also war „die blutige Rosa“, wie sie in den Zeitungen oft bezeichnet wurde. (...)

Ihre [Rosa Luxemburgs] größte Freude war, den Nachmittag mit Kaffee und Kuchen (nach deutscher Art) zu verbringen, wofür sie mich übrigens gleich bat. Wir nahmen zuerst die Straßenbahn, um an die frische Luft zu fahren, und liefen danach ungefähr eine halbe Stunde lang, um ein Restaurant unter den Bäumen zu erreichen, in dem wir den traditionellen und reichhaltigen Café-Kuchen genossen. Sie verzehrte nicht nur das servierte Gebäck, sondern auch noch mitgebrachten Kuchen.

Wie ich schon erwähnt habe und nach allem, was [Rosa Luxemburg] während dieser wenigen Nachmittagsstunden äußerte bzw. fast schon lehrte, schien ihr Wissen in allen Bereichen grenzenlos zu sein, obwohl sie sich immer im freundlichen Ton ausdrückte und taktvoll zuhörte, was ich zu erwidern oder zu fragen hatte. Sie sprach „wie ein Buch“, das heißt, dass sie vermutlich alles wortwörtlich wiederholte, was sie gelesen hatte. Ihre Art, ihre Ideen vorzutragen, erweckte manchmal den Eindruck einer Vorlesung, wenn sie die wissenschaftlichen Informationen hintereinander aufzählte. Ihre Lieblingsbereiche, woran ich mich immer noch nach mehr als 30 Jahren erinnere, waren Pflanzenkunde, Zoologie, Malerei und Architektur. Da ich mich auch dafür interessierte, waren unsere Konversationen nicht nur ein Vergnügen für mich, sondern vermutlich auch für sie eine Anregung, weil ich ihren Ausführungen folgen konnte. Am meisten interessierte sie sich sicherlich für Politik, jedoch fürchtete ich, dieses heikle Thema zu erwähnen, so dass sie das Feingefühl bewies, sich dieser Thematik nicht anzunähern. (...)

Meine Gespräche mit Rosa Luxemburg waren demnach von Natur aus sehr friedlich und wagten sich nicht in die unangenehmen Bereiche der Politik. Wer nicht wusste, wer sie war, hätte glauben können, dass sie eine Gelehrte der Pflanzenkunde sei, denn sie sprach am liebsten und längsten über Pflanzen und Blumen. Ich glaube, dass sie in einer Wohnung in Berlin-Südende wohnte, um so nahe wie möglich an ihrem Garten mit ihren geliebten Pflanzen zu sein, in dem sie den ganzen Tag oder mehrere Stunden täglich verbrachte. (...)

Eine wunderbare Beschreibung Rosa Luxemburgs der duftenden und üppigen Pflanzenwelt auf Korsika – der Macchie – ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Sie hatte eine Weile in Paris gelebt und war mit Marcel Sembat nach Korsika verreist, was dazu führte, uns über das vor dem Krieg von 1914–1918 erschienene Buch von Sembat „Macht einen König, sonst schließt Frieden“ zu unterhalten. Ich besaß nämlich das Buch, und sie gab mir so manche Erklärungen darüber. Wir tauschten unsere Erinnerungen über Paris aus, wo wir beide zur selben Zeit gelebt hatten. Sie hatte in der Rue St-Anne gewohnt und ihre Mahlzeiten in einem kleinen Restaurant in der gleichen Straße eingenommen. Wir amüsierten uns dabei, uns vorzustellen, dass wir uns dort wahrscheinlich ab und zu getroffen haben, da ich fast täglich in dieser Straße zu tun hatte. Sie hatte diese Straße ausgewählt, weil sie sich neben der Nationalbibliothek befand, in der sie arbeitete. Leider habe ich vergessen, was sie über Jaurès sagte. Sie wurde, so glaube ich, zu ihm eingeladen oder unternahm eine Reise mit ihm und seiner Frau. Noch heute bereue ich, dass ich sie nicht über Sprachen und ihre linguistischen Kenntnisse ausgefragt habe. Da sie über ein beachtliches Gedächtnis verfügte, muss sie mehrere Sprachen beherrscht haben. Ihre Muttersprachen waren scheinbar polnisch und jiddisch, denn als ich den von ihr mitgebrachten Kuchen mit dem aus der schlesischen Folklore bekannten Name „Babe“ benannte, antwortete sie, dass der Name wahrscheinlich einen polnischen Ursprung habe, da er bei ihr [zu Hause] „Baba“ genannt wurde. Die russische Sprache war ihr bestimmt auch geläufig. Sie hatte mir ein kleines Gedichtbuch in deutscher Übersetzung von einem Russen ausgeliehen, dessen Name mit der Silbe „enko“ endete. Sie hatte ein mehrseitiges Vorwort dieses Buches geschrieben, was mich vermuten ließ, dass sie russisch beherrschte.

Das Vorwort war in einem exzellenten, klaren und konzisen Deutsch geschrieben. Trotz ihrer Universalität hat sie [offensichtlich] am liebsten in der Umgebung der deutschen Kultur gelebt. So war ihr Lieblingsdichter Eduard Mörike, dessen Gedichte sie immer bei sich in ihrer großen Handtasche trug. Wenn sie verhaftet wurde, und das geschah oftmals, las sie im Auto, das sie ins Polizeipräsidium oder ins Gefängnis fuhr, immer Mörikes Gedichte, um ihre Emotionen zu verbergen. (...)

Sie hatte immer Bücher um sich herum, und in ihrer Zelle war eine große Bücherkiste, über die sie oft sprach und die bis zum Rand, scheinbar ungeordnet und durcheinander, mit Büchern gefüllt war. Wenn sie während eines Besuchs die Konversation auf ein Thema gelenkt hatte, über das sie ein Buch anbieten konnte, fischte sie das betreffende Buch aus der Kiste, nachdem sie es nur ganz kurz gesucht hatte. So zeigte sie mir eines Tages Nachbildungen von Gemälden aus den Uffizien in Florenz, wo sie gewesen war und jedes Gemälde kannte, so dass sie mir erneut erstaunte Bewunderung für ihre immense Gelehrtheit einflößte. Schon früher hatte sie mich während eines Gesprächs über unsere Erinnerungen an Paris mit ihren detaillierten Kenntnissen der Kunstwerke im Louvre und der französischen Maler im Musée du Luxembourg überrascht. (...)

Am Ende jenes Sommers, als die deutsche Krise sich ausbreitete, kamen dem leitenden Unteroffizier, der für die Rechtshilfe zuständig war, Bedenken über das von uns dreien (den zwei Juristen und mir) eingegangene Risiko [und die Gefahr], dass die Kommandantur erfahren könnte, dass ich diese beiden Männer ersetzt hatte. Er sagte uns, dass jeder von uns mindestens für vier Wochen wegen einer in der Armee begangenen Straftat ins Gefängnis gehen könnte. Ich sah Rosa Luxemburg ein einziges Mal – bei ihrer Entlassung – wieder, die im Herbst war. Zwei Tage zuvor hatten die Zeitungen die Entlassung von Liebknecht in Berlin angekündigt, und es schien, dass ihre Entlassung bald folgen sollte. (...)

Arthur Gertel war zugeteilter Kassenführer des Militärgefängnisses von Breslau während des Ersten Weltkrieges. Übersetzung aus dem Französischen: **Sabine Prudent**.

Paul! Karl! Leo!
Liebste Mathilde!

Rosa!



In der russischen Revolution vom Februar 1917 kündigten sich Umbrüche an, die im Herbst 1918 auch Deutschland erfassten. Mit der Novemberrevolution öffneten sich für Luxemburg die Gefängnistore. In Berlin übernahm sie die Redaktion der Zeitung „Rote Fahne“. Da die SPD-Führung sich an die Spitze der Revolution stellte – mit dem Ziel, sie abzuwürgen –, wandte sich Luxemburg vehement gegen die Führung ihrer einstigen Partei.

„Nicht nach Schema F“

Aufsatz von **Rosa Luxemburg** vom 8. Januar 1918 zur Frage, ob die Situation für eine sozialistische Revolution herangereift sei

Es geht in Rußland entschieden nicht nach Schema F. Kautsky, der Theoretiker, vermißt in der Berufsstatistik Rußlands, das ein vorwiegend agrarisches Land ist, den Nachweis für seine ökonomische Reife zur sozialen Revolution. Er vergißt, daß nach der Berufsstatistik sowohl die große Revolution in Frankreich wie die Märzrevolution in Deutschland gar nicht hätte stattfinden dürfen.

Was ist's also mit der Statistik und mit dem historischen Materialismus? In Deutschland, wo nach der Statistik das volle Reifeattest für die proletarische Machtergreifung vorliegt, erlebt ein mittelalterlicher Halbabsolutismus die schönsten Tage. In Rußland, das nach der Statistik ökonomisch und sozial rückständig ist, hat das städtische Proletariat, gestützt auf das Bauerntum, bereits das Staatsruder ergriffen.

Der große Theoretiker des Sumpfes und alle, so mit ihm voller Wohlwollen, aber zugleich voller Pessimismus im Herzen auf den Umsturz in Rußland blicken, hätten vielleicht recht, wenn Rußland auf dem Monde wäre. Rußland ist aber wirtschaftlich wie politisch nur ein Teil Europas. In der blauen Luft der Abstrak-

tion lieben es die marxistischen Theoretiker vom Schläge Kautskys über die Weltwirtschaft, die internationale Entwicklung und ihre Zusammenhänge zu spintisieren. Sobald sie jedoch auf der flachen Erde mit der Nase auf diese Zusammenhänge gestoßen werden, fallen sie unversehens in rein bürgerliche Denkweise zurück: Die Staatsgrenze bildet für sie auch die Grenze sozialer Kräfte und Wirkungen. Rußland tritt für sich als isolierte Welt auf, Deutschland für sich usw.

Ob Rußland für die soziale Revolution reif sei? Eine höchst geniale Frage dies! Als ob die soziale Revolution eine „nationale“ Angelegenheit wäre, die in den Grenzen Rußlands ihre Triebkräfte und ihre Erledigung findet.

Was von diesen wohlwollenden Gönnern der russischen Umwälzung vergessen wird, ist, daß diese Umwälzung in ihrem besonderen Verlauf nur als ein Produkt nicht der russischen allein, sondern der Weltentwicklung des Kapitalismus und seiner Klassegegensätze möglich war.

Es ist stets mehr oder weniger Sache des sogen[annten] Zufalls, d. h. der äußerlich verborgenen Zusammenwirkung vieler

In der deutschen Sozialdemokratie wurde vor dem Hintergrund der Diskussionen zu den Revolutionen des Jahres 1917 in Russland über die Frage gestritten, wann und unter welchen Bedingungen eine sozialistische Revolution an der Zeit sei. Mit diesem Text ergriff Luxemburg in der Debatte das Wort.

Es ist freilich Aufgabe des revolutionären Proletariats, überall die weitgehendste politische Demokratie und Gleichberechtigung der Nationalitäten durchzuführen, es kann aber am allerwenigsten seine Sorge sein, die Welt mit neugebackenen nationalen Klassenstaaten zu beglücken.

historischer Umstände, welches Land in jeder zur Revolution reifen Epoche die Initiative und die Führung übernimmt. Im letzten Drittel des 18. und bis Mitte des 19. Jahrhunderts war England, genau wie heute, kapitalistisch viel weiter entwickelt als Frankreich. Und doch hat nicht England, sondern Frankreich die politische Führung Europas in dieser Periode übernommen, ihm durch jede seiner Zuckungen neue Impulse mitgeteilt.

Jetzt hat Rußland die Initiative der sozialen Erneuerung Europas zum Teil gerade, weil es mit der eigenen sozialen Entwicklung bedeutend im Nachtrab ist. In Rußland vereinigt sich die so lange unter dem Druck des Absolutismus zurückgedämmte revolutionäre Energie der modernen kapitalistischen Klassengegensätze: einerseits mit der gewaltigen Spannung der unge lösten – und im Rahmen des bürgerlichen Staates unlösbaren – Agrarfrage, andererseits mit der reifsten proletarischen Ideologie, die der Westen produziert hat: mit dem wissenschaftlichen Sozialismus.

Just in dem Moment, wo diese Ideologie in ihrem Wiegenland, in Deutschland, sich als toter Buchstabe ohne jede belebende Wirkung auf das Denken und Fühlen der Massen erweist, lodert sie drüben wie eine Feuersäule in einer der mächtigsten Taten der Weltgeschichte auf und legt so gerade für ihren Grundgedanken ein flammendes Zeugnis ab: für ihre Internationalität.

Das russische Proletariat ist eben nur als Avantgarde des Weltproletariats aufzufassen, die in ihren Bewegungen den Reifegrad der internationalen Klassengegensätze zum Ausdruck bringt. Es ist Deutschlands Entwicklung, Englands Entwicklung, Frankreichs Entwicklung, was jetzt in Petersburg zum Wort kommt.

Darin liegt das Schicksal der russischen Revolution, darin ihr Glück und Ende eingeschlossen. Sie kann lediglich als Prolog der europäischen Revolution des Proletariats ihr Ziel erreichen. Werden hingegen die europäischen, die deutschen Arbeiter dem spannenden Schauspiel weiter wohlwollend zuschauen und nur die Zaungäste spielen, dann darf die russische Sowjet herrschaft nichts anderes gewärtigen als das Geschick der Pariser Kommune.

Diese inneren Zusammenhänge äußern sich schon jetzt in allerlei sichtbaren Hemmungen der bolschewistischen Politik. Nur aus dem verzweifelten Tasten nach irgendwelchen Ansatzpunkten für eine proletarische Aktion in Deutschland kann man es z. B. erklären, wenn auch nicht entschuldigen, daß die Bolschewisten sich zu guter Letzt sogar mit dem deutschen Regierungssozialismus in ein Techtelmechtel eingelassen haben. Daß sie mit den Hindenburg und Hertling verhandeln, mag in ihren Augen nicht mehr als traurige Notwendigkeit erscheinen, die zwar ein grelles Licht auf die deutschen Zustände, aber keinen Schatten

auf die Petersburger Machthaber werfe. Daß sie aber die revolutionäre Infizierung der deutschen Massen durch so schmutzige Kanäle wie Parvus-Scheidemann versuchten, sollte auch für sie eine zerfahrene Zweideutigkeit bedeuten, die zu der sonstigen äußersten Sittenstrenge und Unduldsamkeit der Bolschewisten wie die Faust aufs Auge paßt.

Als viel wichtiger und schwerer kann sich eine andere Schiefeit erweisen: „das Selbstbestimmungsrecht der Nationen“, mit dem die Sowjetregierung so viel herumfuchelt. Es gibt in Wirklichkeit nur eine Form der Selbstbestimmung der Nationen, die kein Hohn auf dieses „Recht“ ist: Das ist die Revolution des Proletariats als der Masse des Volkes in jeder Nation. Abgesehen von diesem Fall, im Rahmen des bürgerlichen Staates, ist das „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ eine hohle Phrase, die in der Praxis stets die Volksmasse den herrschenden Klassen ausliefert.

Es ist freilich Aufgabe des revolutionären Proletariats, überall die politische Demokratie und Gleichberechtigung der Nationalitäten durchzuführen, es kann aber am allerwenigsten seine Sorge sein, die Welt mit neugebackenen nationalen Klassenstaaten zu beglücken. An dem Apparat der staatlichen Selbständigkeit nach außen, die mit Demokratie gar nichts zu tun hat, ist nur die Bourgeoisie in jeder Nation interessiert. Ist doch die staatliche Selbständigkeit selbst ein schillerndes Ding, das oft genug zur Bemäntelung des Völkerschlachtens dient.

So wird auch eine bei den Friedensverhandlungen oder später vollzogene Annexion Polens, Litauens und Kurlands durch die Mittelmächte ganz sicher als ein Wunsch der betreffenden Nationen ausstaffiert werden. Nichts leichter, als in jeder Nation die nötigen „Minister“ vom Schlage Kucharzewskis und ähnlicher Krapülinskis zu finden, die gehorsame Mamelucken des deutschen Militarismus abgeben, weil sie mit seiner Hilfe hoffen dürfen, über das eigene Volk eine skrupellose Klassenherrschaft errichten zu können.

Die Bolschewisten dürften deshalb im weiteren Verlauf der Dinge mannigfach an den Stacheln dieser von ihnen so unbe dacht propagierten Phrase hängenbleiben.

Ja, sie begehen manche Fehler und werden deren wahrscheinlich noch viel mehr begehen. Aber so pflegt es eben stets bei großen historischen Umwälzungen herzugehen. Tadellos und nach dem Schnürchen verlaufen die Dinge nur in Konventikeln oder auch bei Massenparteien, die ein politisches Scheindasein führen und Scheinkämpfe ausfechten wie die weiland deutsche Sozialdemokratie. Bei den unvergeßlichen Riesendemonstrationen für das preußische Wahlrecht im Treptower Park und im Tiergarten, wo wir unter Eugen Ernsts trefflicher Führung ein Dutzend Berliner Schutzleute so genial hinters Licht geführt haben, klappte freilich alles aufs glorreichste. Abgesehen etwa von der Kleinigkeit, daß die Riesenmassen schließlich vor demselben Dutzend berittener Schutzleute, sobald diese blankgezogen hatten, unter Eugen Ernsts Führung derart eiligen Reißaus nahmen, daß die Polizeigäule vor Staubwolken nicht aus dem Prusten kamen. Im übrigen verlief jedoch alles glänzend.

So tadellos geht es aber gemeiniglich bei wirklichen großen historischen Auseinandersetzungen nicht zu. Die Bolschewisten mögen denn auch sicher noch viele Fehler begehen. Aber auf sie paßt das Wort Lessings von dem edlen Pferd, das nie mehr Funken aus den Steinen schlage, als wenn es stolpere. Und die spätere Geschichte wird über sie sicher urteilen, wie der alte Ziegler am Grabe Lassalles urteilte: „Er war ein Mensch mit tausend Fehlern, ja Lastern, aber er war ein ganzer Mensch.“

Wie wird die Geschichte über die russische Arbeiterklasse urteilen?

Aus: Spartacus, Nr. 8, Januar 1918. Wiederveröffentlicht in: Spartakusbrieftage (Neudruck), hrsg. von der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund), Berlin 1920, S. 153-156; Spartakusbrieftage, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin 1958, S. 414-417, ungez.

ANZEIGE

ROSALUX
**too long;
didn't read**
THEORIEPODCAST DER
ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG
Mit Alex Demirović
Erste Folge ab März 2021:
ROSALUX
**«SOZIALREFORM
ODER REVOLUTION?»**
Auf allen gängigen Kanälen
www.rosalux.de/Theoriepodcast
PODCAST
ERSCHEINT
MONATLICH

Für die Freiheit

Was würde Rosa Luxemburg heute über Querdenken sagen?

Von **Kerstin Wolter** und **Katja Kipping**

Heute ist der Wunsch nach Freiheit wieder besonders virulent. Doch nicht die Freiheit von Krieg, Ausbeutung oder physischer Gewalt ist der Grund, sondern eine weltweite Pandemie, die uns zwingt, unsere gewohnten Freiheiten, allen voran unsere Bewegungsfreiheit, massiv einzuschränken.

Auch Rosa Luxemburg hatte dem Wunsch nach Freiheit ihr Leben gewidmet. Geboren in Russisch-Polen zu einer Zeit, als Zar Alexander II. noch sehr frei über die Unfreiheit aller anderen entschied und das zaristische Recht vorsah, dass die Frau dem Manne dienen und sie nach seinem Gefallen handeln müsse, lag es nicht fern, sich als gebildete junge Frau dem Ziel der Freiheit zu verschwören. Ihr frühes Studium der Schriften von Karl Marx führten nicht nur zu ihrem Engagement in der Arbeiterbewegung, sondern zunächst einmal zu ihrer politischen Flucht in die Schweiz. Hier konnte sie zumindest unverfolgt ihrer politischen Mission nachgehen. Immer wieder geriet sie mit der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der sie 1898 beitrug, in zentralen strategischen Fragen aneinander. Sei es, weil sie sich von Beginn an gegen jeden Nationalismus wandte, oder weil sie sich mit einem der größten Parteistrategen, Eduard Bernstein, einen unerbittlichen Streit um die Frage „Sozialreform oder Revolution“ lieferte. Damals war sie gerade einmal 28 Jahre alt.

Das Rebellische lag ihr. Ihr Denken lag nicht selten quer zur Mehrheitsmeinung ihrer Partei. Heute schreiben sich sogenannte Corona-Rebellen die Attribute des unerschrockenen Widerstands gegen die vermeintliche Mehrheitsmeinung auf die Fahnen. Was hätte Rosa Luxemburg wohl zu den heutigen Querdenkern gesagt? Wahrscheinlich hätte sie nur sehr wenig mit ihnen anfangen können. Zum einen hätte sie es wohl kaum ausgehalten, hätten Nazis und andere rechte Gruppen denselben Demonstrationzug mit ihr geteilt. Zum anderen hätte sie dem Freiheitsbegriff von Querdenken hart widersprochen. Als jemand, die mehrere Male im Gefängnis saß, wäre es ihr wohl reichlich absurd vorgekommen, gegen pandemische Maßnahmen wie den Mund-Nasen-Schutz auf die Straße zu gehen. Sie hätte vielmehr an der Seite der italienischen Fiat-Arbeiter gestanden, die im Frühjahr 2020 dafür streikten, nicht mehr in die Fabrik zu müssen, aus Angst vor Ansteckung. Wahrscheinlich hätte sie die Zeitungen geflutet mit Artikeln über unzureichende Infektionsschutzmaßnahmen bei Amazon und Tönnies, ungerechte Milliardenhilfen für die Lufthansa oder ein Plädoyer für ein höheres Kurzarbeitergeld gehalten. Im Sinne der „revolutionären Realpolitik“, für die sie sich aussprach, hätte sie zum einen die grundlegende Gesellschaftsveränderung im Blick gehabt, aber auch die konkreten sozialen Nöte adressiert. Für uns bedeutet der Ansatz der revolutionären Realpolitik auf die heutige Situation übertragen, sowohl Druck zu machen für soziale Reformen wie einen Corona-Zuschlag auf Sozialleistungen, als auch deutlich zu machen, dass wir grundlegend umsteuern müssen. Die richtigen Konsequenzen aus dem Corona-Schock zu ziehen, bedeutet nicht, ein Zurück in die alte Normalität anzustreben. Schließlich beruhte diese auf der doppelten Ausbeutung von Mensch und Natur. Und genau dies macht uns anfällig für Krisen wie Pandemien.

Rosa Luxemburgs Mission wäre es gewesen, aufzuklären – nicht, Fake News zu verbreiten. Und sie hätte sich gegen ein Zurück in die alte Normalität nach Corona gestemmt und für ein Ende des Krisenkapitalismus mobilisiert. Denn das wäre für sie Freiheit gewesen: eine demokratische Gesellschaft jenseits kapitalistischer Ausbeutung und politischer Ausschlüsse. Dass so eine grundlegende Veränderung nicht allein durch Reformen zu erreichen ist, sondern einer Revolution bedarf, hat sie eindrücklich als zentrale Wortführerin des linken SPD-Flügels dargelegt.

Sie schrieb 1918 für heute ganz passend: „Wie gegen Krankheitsinfektionen und -keime die freie Wirkung der Sonnenstrahlen das wirksamste, reinigende und heilende Mittel ist, so ist die Revolution selbst und ihr erneuerndes Prinzip, das von ihr hervorgerufene geistige Leben, Aktivität und Selbstverantwortung der Massen, also die breiteste politische Freiheit als ihre Form – die einzige heilende und reinigende Sonne.“ (Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. 4, sechste überarbeitete Auflage, Berlin 2000, S. 360, Fn.1)

Kein Lockdown für die Demokratie!

Nun wissen wir heute, dass Sonnenstrahlen allein nicht gegen das Corona-Virus helfen, sondern Impfungen und Infektionsschutz. Nichtsdestotrotz wird hier der Kern ihres Freiheitsgedankens deutlich. Es ist die selbsttätige politische Einmischung eines jeden und einer jeden, „der Massen“, wie sie schreibt, also der lohnarbeitenden Klasse. Nun ist die politische Mitgestaltung der Bevölkerung nicht gerade Merkmal für die Politik in Zeiten der Pandemiebekämpfung in Deutschland. Als LINKE haben wir immer wieder darauf hingewiesen, dass die Parlamente bei zentralen Entscheidungen einbezogen werden müssen und dass politischer Protest auf der Straße auch möglich sein muss, wenn das sonstige soziale Leben herunterfahren wird. Ein Lockdown der sozialen Kontakte darf nicht zu einem Lockdown für die Demokratie werden. Doch Politik in Zeiten einer Pandemie ist keine Politik auf Dauer. Wir sollten also unseren Blick auf jene lenken, die schon vor Corona nicht politisch mitbestimmen konnten und es auch danach nicht können werden – zumindest dann, wenn alles einfach nur wieder so wird wie vorher. Wenn die Corona-Maßnahmen aufgehoben sein werden, wird sich zeigen, wer dann noch für das Recht auf Asyl, für mehr Personal im Krankenhaus und ein öffentliches Gesundheitssystem oder für die Besteuerung der Reichen auf die Straße gehen wird. Wer seinen Wunsch nach Freiheit ohne Rücksicht auf diejenigen durchsetzen möchte, die in unserer Gesellschaft am verwundbarsten sind, die Älteren und diejenigen, die nicht zu Hause bleiben und sich nicht ausreichend Hygieneartikel leisten können, der ist kein Freiheitskämpfer, der handelt schlicht egoistisch.

Das wäre ganz sicher nicht die Freiheit, die Rosa Luxemburg meinte und die immer nur die Freiheit der Andersdenkenden sein kann. Ganz im Sinne von Karl Marx, bei dem die Freiheit des Einzelnen die Bedingung für die Freiheit aller ist. Als Dialektiker ruft Marx hier nicht allein die Freiheit des Einzelnen an. Vielmehr geht es ihm um eine Freiheit, die sich der Abhängigkeit der Menschen voneinander bewusst ist, und umgekehrt um eine Abhängigkeit, die sich der Autonomie der Individuen bewusst ist. Freiheit des Einzelnen und Freiheit aller kann eben nur ermöglicht werden, wenn wir in der kollektiven Verantwortung zur Bekämpfung der Pandemie und zum Schutz von Menschenleben, ja zum Schutz all derjenigen, die in den Krankenhäusern tagtäglich versuchen, Leben zu retten, solidarisch sind. Diejenigen, die nur ihre eigenen Freiheiten einfordern, die frei davon sein wollen, sich impfen zu lassen, die frei darin sein wollen, ihre Maske nicht zu tragen oder überallhin reisen zu können, denen geht es nicht um eine gemeinsame Freiheit.

Entstellter Freiheitsbegriff

Es ist keine Überraschung, dass die von den Querdenkern und Impfgegnern eingeforderte Freiheit eine egoistische Freiheit ist. In der jahrzehntelangen Hegemonie des neoliberalen Kapitalismus wurde der Freiheitsbegriff bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Vom kollektiven Ruf nach „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ der Französischen Revolution ist wenig übrig geblieben. Freiheit wurde übersetzt in Smartphone, Fernreisen und in je-

Als Linke sollten wir den Freiheitsbegriff weder aufgeben noch der neoliberalen Interpretation überlassen.

Die am Jahreswechsel 1918/19 gegründete Kommunistische Partei Deutschlands übernahm Luxemburgs Programm, das sie für den Spartakusbund verfasst hatte. Luxemburgs Ziel war es, die Novemberrevolution in Deutschland als politische Umwälzung unumkehrbar zu machen und langfristig eine soziale Umwälzung voranzutreiben.

Doch wirklich ausrichten konnte sie in der ihr verbleibenden Zeit kaum etwas. Erste Hetzplakate tauchten bereits im Dezember 1918 auf, bald setzte eine Pogromstimmung ein. Am 15. Januar 1919 ermordeten deutsche Offiziere Rosa Luxemburg. Ihre Leiche wurde erst am 31. Mai aufgefunden.



dem Fall einmalig sein. Freiheit wurde übersetzt in das Recht, ja geradezu die Pflicht, die Ellenbogen einzusetzen im Dienste des vermeintlichen Erfolgs. Infolgedessen galt dann: Wer im Hartz-IV-System gefangen ist, sei selber schuld. Immerhin ist jeder seines Glückes oder Unglückes Schmied. Als Linke sollten wir den Freiheitsbegriff weder aufgeben noch der neoliberalen Interpretation überlassen.

Marx' und in seinem Sinne Luxemburgs dialektisches Verhältnis von individueller Freiheit und kollektiver Abhängigkeit mündet in der Maßgabe, die Teilhabe aller an der Gesellschaft zu ermöglichen. Das heißt, die Mitbestimmung über das Gemeinwesen, kurzum gesellschaftlichen Zusammenhalt, zu befördern. Es geht also um Zugänge. Nichts isoliert mehr als Armut. Das erkannte bereits Rosa Luxemburg und brachte „soziale Garantien des Lebens“ ins Gespräch. Soziale Garantien – dafür gilt es auch heute zu kämpfen, denn soziale Sicherheiten müssen für die vielen garantiert sein, sonst bleiben die liberalen Freiheitswerte ein Privileg der wenigen. Für viele ist genau das heute in der Coronakrise spürbarer denn je.

Die Hegemonie des neoliberalen Freiheitsversprechens hat durch seine gescheiterten Krisenlösungsstrategien der vergangenen Jahre tiefe Risse bekommen. Die Sehnsucht nach alternativen Lösungen ist groß. Die Lösung kann nur heißen, dass wir auf eine andere Produktionsweise umstellen, jenseits des Kapitalismus. Eine Wirtschaftsweise, die auf Nachhaltigkeit und Demokratie beruht und nicht auf der Ausbeutung von Mensch und Natur. Für so ein revolutionäres Vorhaben muss die Freiheit, also die Teilhabe aller an der Gesellschaft, zur Voraussetzung werden. So würden wir dem Erbe Rosa Luxemburgs wohl am ehesten gerecht werden. Beginnen wir damit heute.

Katja Kipping war fast neun Jahre lang Vorsitzende der Partei DIE LINKE. Sie ist Anhängerin der revolutionären Realpolitik und im Bundestag sozialpolitische Sprecherin der Linksfraktion. **Kerstin Wolter** war sechs Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin von Katja Kipping. Sie ist Mitinitiatorin des Feministischen Streiks und kandidiert im Herbst zum ersten Mal im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg für das Abgeordnetenhaus.

R. L.: REAL LIFE

Das Rosa Kollektiv und seine Webserie zu Rosa Luxemburg

Luise Meier, Sabine Zielke, Christian Filips
für das ROSA KOLLEKTIV (Volksbühne Berlin)

Achtung! Achtung! Hier spricht das Rosa Kollektiv. Ja, wir sind das Rosa Kollektiv. Das Rosa Kollektiv gibt es nicht. Beide Sätze sind wahr, denn R.L. ist nicht das Real Life. Erfunden hat unseren Arbeitszusammenhang der französische Antifaschist Armand Gatti im Jahr 1971 mit seinem Stück „Rosa Collectif“, das in Ost- und Westdeutschland zur gleichen Zeit aufgeführt werden und konzeptionell am Ende in einen Straßenkampf übergehen sollte, der wiederum ein sozialistisches Deutschland herbeiführt. Es kam zu keiner Aufführung. Auch wir werden nicht zur Aufführung kommen. Aber der Straßenkampf setzt sich fort, seit Jahrtausenden, in jeder R.L. Das Rosa Kollektiv ist da und fordert auf zur Aktivierung des inneren Proletariats. In den digitalen Netzwerken kann man uns jede Woche, seit dem 24. Dezember 2020, auf dem Rosa Kanal bei neuen Niederlagen zusehen, „deren keine wir missen dürfen, deren jede ein Teil unserer Kraft und Zielklarheit ist“. (R.L.)

„Wir bauen keine Bomben, wir drehen Filme“, sagt Rainer Werner Fassbinder. Das Zitat taucht auf in einem Film über Fassbinder, der die Plattform mit Content füttert. Unsere Webserie schafft Content für Youtube und Facebook. Man will uns Tricks und Tutorials andrehen: Wir machen Content, so wie wir ihn machen, ohne Marktstrategie, unser Branding ist unterirdisch. Es gibt kein gutes oder schlechtes Branding, es gibt nur die Frage, ob Rosa Luxemburgs Denken das „Real Life“ beschreibt. Im Rosa Kollektiv aktivieren lässt, indem man es selber wiederholt und in der Wiederholung noch einmal anders denkt. Wieder und wieder ist Rosa immer die Andere, die Schwarmintelligenz, der Kollektivkörper, die radikale Dialektik, die zentrale Perspektive aus der scheinbaren Peripherie, auch der Blick auf das europäische Denken von außen, die wiederzugewinnende Internationale.

Rosa Kollektiv macht Filme, die für die darin Verstrickten Folgen haben. Auch wir lernen aus unseren Denkfehlern. „Erfolg haben ist das eine, etwas anderes Folgen haben“, sagt Heiner Müller. Wir haben Folgen. 11+n Folgen, die die Folgen in den nächsten Folgen verfolgen. Uns verfolgt: die Folgenlosigkeit ebenso wie die Idee einer blinden Gefolgschaft. Wir versuchen, uns der Plattformen zu entwinden. Wo sich der Inhalt dem verweigert, wo wir ihm nicht mehr folgen können, weil wir selber aktiv geworden sind, atmen wir kurz auf. Was aber, wenn uns darin gefolgt wird? Was, wenn man das einfach für gutes oder schlechtes Theater hält, anstatt sich selbst verfolgt zu fühlen von einer Idee, die man in sich selber zu aktivieren hat? Die inneren Trolls lauern unter jeder Fußmatte.

Aktiviere dein inneres Proletariat! – fordern wir, nur: „Das Proletariat ist nicht mit einer weißen Weste geboren“, sagt Brecht. Das Proletariat ist Protagonist. Das Proletariat ist Unterhaltungskünstler*in, das Proletariat schreibt die irrsten Geschichten. Das Proletariat lässt alle Hüllen fallen. Das Proletariat: Einschalten lohnt sich. Rosa Luxemburg ist Protagonistin. Verfilmung ist Verwertung. Daran ist nicht der Film schuld, sondern es sind die sozialen und ökonomischen Umstände, aus denen er entsteht. Wie befreien wir Rosa Luxemburg aus dem Narrativ-Knast-Mausoleum des erhabenen persönlichen Schicksals, an dem man sich ergötzen kann? Wie entgehen wir der bürgerlichen Rührung, die mit der persönlichen Biografie die politische Radikalität, den beißenden Spott, die analytische Schärfe entschuldigt, exotisiert oder sogar zuleistet? Die Rührung wird hervorgerufen dadurch, dass da eine für die Sache gelitten habe; darüber wird es unwichtig, welche Sache das gewesen

sein könnte. Unwichtig, dass das Leiden selbst mit der Rührung darüber aus der Welt geschafft werden müsste. Wir haben das Geburtshaus Rosa Luxemburgs nicht besichtigt. Ihr wirkliches Geburtshaus, die Widersprüchlichkeit der Kapitalherrschaft, umringt uns, wenn wir morgens (oder wann immer) die Augen aufschlagen, und verlässt uns nicht mal im Traum.

Die Frage des Kapitalismus ist nicht, auf welcher Seite gespielt wird – real oder im World Wide Web –, ob man Autos klaut oder Verbrecher jagt. Es zählt nicht, ob der Krieg gewonnen oder verloren wird, ob wir für oder gegen den Krieg sind, der Hunger, die Grenzsicherungen, die Räumungen. Es zählt, dass nur zählt, was gezählt werden kann. Es zählt, dass wir es posten, tweeten und auf T-Shirts drucken lassen. Es zählt, dass der Krieg Ressourcen verschlingt und den Weg freibombt für Investitionen. Es zählt, dass er uns selber zu Investitionen macht, auf die er zählen kann.

Noch ein Knüppel, der sich zwischen die Beine wirft: Wer an die Sache glaubt, arbeitet mehr und billiger. Das Entlarven der Lügen, das Studium der alten Texte, die Agitation der Genoss*innen am endlosen digitalen Fließband – Infinite Scroll –, immer die gleiche Antwort der Maschine, die unsere Zweifel, unsere Müdigkeit, unseren Hunger übertönt: Share, like, subscribe, scroll down! Unser Blick ist an den Monitor gefesselt. Innerhalb dessen ist die Ausschweifung ausdrücklich erwünscht. Wir können nicht mehr glauben, die digitale Welt, die Welt im Film, die Welt im Clip, im Spiel, im Post, im Tweet sei nur ein Abklatsch, eine künstliche Simulation der echten physischen Welt. Wir spüren: In Wirklichkeit ist das vermeintliche „Real Life“ nur eine billige Kopie der digitalen Versprechungen und Berechnungen. Was „real“ ist, muss sich bewähren am Algorithmus.

Wir sind Simulanten. Wir haben das Budget verspielt. Rosa Kollektiv existiert nur im Rosa Kanal. Fake it till you make it! Die Simulation gibt vor, dass Rosa Kollektiv vor uns da war und nach uns da sein wird. Rosa Kanal protokolliert das Falsche an der falschen Welt, wo wir gegen ihre Wände rennen, und hofft, dass die Protokolle irgendwann einmal auf einen Algorithmus treffen oder eine Masse kollektiven Denkens, die daraus das Richtige folgert. Wir können keine Ergebnisse präsentieren, wir können den Widerspruch nicht vorführen oder pädagogisch aufbereiten, weil das hieße, dass er gelöst, überwunden wäre. Wir reiten uns zusammen in die Scheiße, Genossis! Wir haben nichts überwunden. Nicht die Niederlage durch Einbetonierung der Oktoberrevolution, nicht die Niederlage durch Verrat der Novemberrevolution, nicht die wiederholten Niederlagen durch Putsche, Kriege und Grenzziehungen, die alle bis heute fort dauern. Unser „Trotz alledem!“ lautet: Die Sache wird ein Nachspiel haben; die Folgen können wir noch nicht abschätzen. Wie sehr auch die historische Figur Rosa Luxemburgs durch kulturindustrielle Ausbeutung oder bildungsbürgerliche Musealisierung vereinnahmt wurde, ihr Denken überspringt diese Versuche. Luxemburgs Denken entkommt in seiner radikalen Dialektik – von uns weitergedacht! – immer wieder sich selber. Es appelliert daran, die Fehler und die Niederlagen, die Versprecher und die falschen Versprechen genau zu analysieren, aber auch immer wieder aufs Neue zu riskieren. In seiner radikalen Dialektik entkommt es – weitergedacht! – nicht zuletzt sich selber. Luxemburgs Internationalismus sieht auch seine eigene europäische Perspektive von außen und bleibt gerade darum in der Lage, sich selber ins Wort zu fallen. Geschichte, lass uns wieder einen Fehler begehen!

«ZU SAGEN WAS IST, BLEIBT
DIE REVOLUTIONÄRSTE TAT.»

ROSA LUXEMBURG

R

O

S

A

ROSA150

EINE ERMUTIGUNG IN ZEITEN DER PANDEMIE UND ANDERER KATASTROPHEN

Rosa Luxemburg – ihren Geburtstag feiern wir: mit Debatten, Live-Talks, neu entdeckten Briefen, Reportagen und künstlerischen Beiträgen. Wir erschließen ihr Werk, verfolgen Spuren ihres Lebens und wie sich ihr Bild in der Geschichte verändert hat. Den Umständen entsprechend alles digital.

4.3.2021 & 5.3.2021, jeweils von 12:00–20:00 Uhr
www.rosalux.de/rosa150-festival

 www.facebook.com/rosaluxstiftung/live
 www.youtube.com/rosaluxstiftung

ROSA LUXEMBURG AT 150

REVISITING HER RADICAL LIFE AND LEGACY

An online symposium hosted by the Rosa-Luxemburg-Stiftung and the International Rosa Luxemburg Society in commemoration of the 150th anniversary of her birth.

4.3.2021 & 5.3.2021, 11 am–7 pm CET
www.rosalux.de/rosa-at-150

 www.facebook.com/rosaluxglobal/live
 www.youtube.com/user/RosaLuxAthens

**Alle Veranstaltungen bundesweit unter
www.rosalux.de/rosa150**

RS LXMBRG

DIE ANDERSDENKENDE

In Form einer neuen Webstory wird mehrsprachig in das Leben und Werk von Rosa Luxemburg eingeführt – mit vielen zusätzlichen Materialien von und über Rosa Luxemburg.

www.rosaluxemburg.org

ROSA KOLLEKTIV

Ursprünglich wollte das Kollektiv Armand Gattis Stück «Rosa Kollektiv» auf die Bühne bringen. Pandemiebedingt entsteht nun kein Theaterstück über eine gescheiterte Fernsehserienproduktion, sondern eine Webserie über ein Bühnenstück über eine gescheiterte Fernsehserie über Rosa Luxemburg. Alle bisherigen Folgen wie auch das Staffelfinale am 5. März online.

 www.rosaluxemburg.org/de/category/material/rosa-channel/

R IS FOR ROSA

3 Episodenfilme des britischen Journalisten Paul Mason zum Leben und Denken der Rosa Luxemburg.

 www.rosalux.de/mediathek/media/collection/435

EIN NEUES KLEID FÜR ROSA PLAKATAUSSTELLUNG

28 Werke von Studierenden der Athens School of Fine Arts zu Rosa Luxemburg – kraftvoll, persönlich und kämpferisch.

2.3.2021 bis 14.3.2021 im LVX Pavillon der Volksbühne
Einfach von draußen rein schauen!

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG